

## 6. Krieg statt Verständigung

---

Wie in der Einleitung der vorliegenden Arbeit dargestellt, ist der vierte und somit abschließende Punkt der Typenbildung der Aspekt des Krieges. Wie ebenfalls in der Einleitung schon ausgeführt, steht auch dieses Kapitel in dualistischer Abgrenzung zu einem entgegengesetzten Typus des politischen Denkens. Dieses Kapitel soll die Entfernung sowohl Foucaults als auch Jüngers von Konzepten politischen Denkens aufzeigen, die auf Verständigung basieren. Ich werde im Folgenden sowohl bei Foucault als auch Jünger herausarbeiten, inwiefern der Krieg und nicht die Verständigung ein zentrales Moment ihrer politischen Theorie darstellt.

### 6.1 Krieg statt Verständigung I – Michel Foucault

#### 6.1.1 Foucaults Machtbegriff(e)

Macht ist ein Kernbegriff im Werk Michel Foucaults. Zu keinem Zeitpunkt hat Foucault jedoch eine eigenständige Machttheorie erarbeitet und ausgebreitet. Vielmehr näherte sich Foucault der Macht mittels verschiedener Analyseformen, welche zu unterschiedlichen Machttypen führte. In seinen archäologischen Schriften, wie etwa *Wahnsinn und Gesellschaft*, geht er selbst von einem juridischen Machtverständnis aus, das sich im Absolutismus auf den König selbst bezieht. Die Etablierung großer Internierungshäuser im Rahmen der großen Einsperrung, von der Foucault spricht, führt zu einer neuartigen Geschichte der Einschließung, welcher Foucault in seinem Werk folgt. Historischer Ausgangspunkt ist für ihn spätestens 1656 die Eröffnung des Hôpital général in Paris.<sup>1</sup> Foucault wird in *Die Ordnung der Dinge* der Geschichte des Ausschlusses auf einem anderen Feld auf den Grund gehen: in den Diskursformationen, welche die »episteme« der Humanwissenschaften begründet. *Die Ordnung des Diskurses* zeigt die verschiedenen diskurspolizeilichen

---

1 Vgl. Foucault, Michel: *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1969.

Interventionen auf, welche die juristische Macht im Diskurs auf den Sprecher ausübt. Die Ausschließung und am wichtigsten der Wille zur Wahrheit sind in diesem diskurstheoretischen Abschnitt Foucaults Wirken juristische Machtbeziehungen innerhalb von Diskursen. Foucault fokussiert sich auf den Willen zum Wissen, die Sorge um den wahren Diskurs in der Moderne, welcher eine Rationalität begründet, indem er das Anormale, das Wahnsinnige und dadurch Destabilisierende bannt.<sup>2</sup> Ab den 1970er Jahren löst nun die Macht den Diskurs als Hauptaugenmerk Foucaults Stück für Stück ab. Zeugnisse des Übergangs sind hier etwa seine Antrittsvorlesung *Die Ordnung des Diskurses* oder auch die Vorlesungsreihe *Die Macht der Psychiatrie*. In beiden beginnt die Macht als etwas nicht mehr nur Innerdiskursives, sondern auch durch äußere Institutionen und Praktiken den Diskurs einzuschränken. Foucault nähert sich Mitte der 1970er Jahre einer Analytik der Macht, welche das juristische Verständnis, welches Macht im Raster von Verboten, Repression und Geboten auffasst, erst durch eine Tilgung des Subjekts und die Betonung von Institutionen erweitert und sich in einem weiteren Schritt dann gänzlich distanziert. Foucault erweitert den souveränen Begriff der Macht um einen apersonalen Machttypus, dessen Zugriff auf das Leben in der Moderne sich panoptisch, disziplinarisch, kapillar und biopolitisch ausgebreitet hat. Letzteren Typus der Macht hält Foucault sowohl durch phänomenologische, strukturalistische, hermeneutische als auch psychoanalytische Forschungszugänge für völlig unterschätzt sowie wenig erforscht und er setzt daher mit seiner »interpretativen Analytik« gerade dort an. Für seine Schüler Dreyfus und Rabinow versucht Foucault sich *Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik* zu bewegen, und die Vorteile beider Methoden in den Sozialwissenschaften miteinander zu verknüpfen. Foucault erarbeitet eine neue Methode mittels derer er zeigen will »wie in unserer Kultur Menschen die Sorte von Objekten und Subjekten geworden sind, die Strukturalismus und Hermeneutik entdecken und analysieren«.<sup>3</sup> Foucault fügt in der interpretativen Analytik diese zwei Pole zusammen und befasst sich schwerpunktmäßig mit dem apersonalen Machttypus, welchem er in *Überwachen und Strafen* die Hervorbringung der Disziplinarmacht und der daraus resultierenden Kerkergesellschaft genauso zurechnet wie im einige Jahre später erschienenen *Der Wille zum Wissen* die Biomacht in Form von Sicherheitsdispositiven, die sich auf das Leben der Bevölkerung ausüben wie gleichwohl auf den einzelnen Körper. Apersonal ist dieser Machttypus in dem Sinne, dass Macht nicht mehr als einem Souverän, einer Institution oder sonstigem entspringend gesehen wird, sondern die Macht ist etwas,

2 Vgl. Foucault, Michel: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2003.

3 Dreyfuß, Hubert L./Rabinow, Paul: *Michel Foucault, Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*, Frankfurt a.M., 1987, S. 12.

das niemandem gehört und das sich von sich aus aus verschiedenen sich überdeterminierenden Zentren (die Disziplinarinstitutionen) heraus entfalte. Dieser Aspekt der sich selbst entfaltenden disziplinarischen Machtapparate als Antwort auf administrative Herausforderungen der Bevölkerungsexplosion und der aufkommenden Industrialisierung war es wohl auch, welcher Axel Honneth im Sammelband von Michael Kelly über die Habermas-Foucault-Debatte dazu führte, Foucault eine funktionalistische Argumentation zu attestieren.<sup>4</sup> Dagegen wird Foucault sich in mehreren Interviews wehren. Diese Abwehr hat sicherlich auch damit zu tun, dass Foucault sich von seiner mikrophysischen Betrachtung einer sich aus verschiedenen partikularen Zentren herauschälenden Macht mit dem Ziel der Körperdressur in Disziplinarinstitutionen aus verschiedenen Gründen abwendet und sich in *Der Wille zum Wissen* noch einmal grundlegend neu aufstellt bezüglich der Machtanalyse. Foucaults Ziel bleibt weiterhin eine nicht-souveräne, apersonale Machtanalyse und er versucht sich nun gänzlich von juristischen Kategorien zu lösen.<sup>5</sup> An dieser Stelle experimentiert Foucault mit methodologischen Möglichkeiten, eine solche Machtanalyse zu erreichen. Dazu gehört auch die Kriegshypothese, welche anhand der Vorlesungsreihe *In Verteidigung der Gesellschaft* in Kapitel 6.1.3 tiefergehend analysiert werden wird. Ab diesem Zeitpunkt nähert sich Michel Foucault dem Thema der Macht nur noch strategisch und teils gar militärisch. Auch wenn Foucault im Laufe seiner letzten Jahre die universale Aussagekraft der Kriegshypothese etwas einschränken oder gar verwerfen wird, so hält er doch bis zuletzt daran fest, dass Basis der Machtverhältnisse Kräfteverhältnisse am Grunde der Gesellschaft sind, und wenn man sich mit Machtverhältnissen auseinandersetzt, man sich mit den unentrinnbaren Kämpfen auseinandersetzen muss. Die vorliegende Arbeit trifft die Entscheidung, sich mit diesem genealogisch-strategischen Foucault zu beschäftigen und sieht in diesem Foucault einen Vertreter des hier herausgearbeiteten Typus des politischen Denkens.

Foucault versucht, diesen neuen Machttypus das erste Mal methodologisch zu skizzieren in *Der Wille zum Wissen, Sexualität und Wahrheit I*. Die Macht, die Geschichte ihrer Entwicklung und der Einfluss der Macht bis in die letzten und intimsten Winkel des Lebens sind Hauptfokus dieses Werkes. Foucault revidiert die juristischen Machtanalysen als zu *phantasielos* und zeigt auf, wie Macht die Ordnung der Dinge, etwa die Sexualität und unser Verständnis vom Körper, hervorbringt. Macht ist daher in erster Linie als produktiv zu verstehen. Sexualität dient Foucault als Ausgangspunkt für seine Machttheorie, weil sie am Kreuzungspunkt

4 Vgl. Honneth, Axel: Foucault's Theory of Society. A Systems-Theoretic Dissolution of the Dialectic of Enlightenment, in: Kelly, Michael (Hg.): Critique and Power. Recasting the Foucault/Habermas Debate, Cambridge: MIT Press 1994, S. 164.

5 vgl. Ruoff, Michael: Foucault-Lexikon. Entwicklung-Kernbegriffe-Zusammenhänge, Paderborn: Fink Verlag, 2007, S. 146f.

zwischen Individuum und Gesellschaft steht und daher in Foucaults Augen ein vornehmliches Angriffsziel der Macht in der Moderne ist. Wie kommt Foucault darauf, ausgerechnet von der Sexualität her ausgehend eine Analytik der Macht zu beginnen? Das wird nicht bis ins Letzte in *Der Wille zum Wissen* ersichtlich. In seinem Nachwort zum Buch von Dreyfus und Rabinow antwortet Foucault Anfang der 1980er Jahre, also einige Jahre nach dem *Willen zum Wissen*, auf die Frage unter der Überschrift »Warum ich Macht untersuche: Die Frage des Subjekts«. Er präzisiert hier, dass er nie eine umfassende Machtanalyse entwickeln wollte, sondern es ging ihm vielmehr darum, »eine Geschichte der verschiedenen Verfahren zu entwerfen, durch die in unserer Kultur Menschen zu Subjekten gemacht werden«. <sup>6</sup> Seine Analyse der Macht verortet Foucault in seiner Forschung über die komplexen Subjektivierungs- und Objektivierungsprozesse, welche das moderne Subjekt hervorgerufen haben. Hierbei handelt es sich gleichermaßen um Produktions- und Sinnverhältnisse wie um Machtverhältnisse, die das Gerüst des modernen Subjekts sind. Während Foucault in seinen archäologischen Schriften eher der epistemischen Produktion des Subjekts in den Humanwissenschaften nachging und in *Wahnsinn und Gesellschaft* sowie *Überwachen und Strafen* eher den internen und externen Teilungsprozessen des Normalen vom Anormalen, des Kranken von dem Gesunden nachging, so beschäftigt er sich in *Der Wille zum Wissen* um »die Art und Weise, in der ein Mensch sich selber in ein Subjekt verwandelt [...] Als Beispiel habe ich die Sexualität gewählt: wie der Mensch gelernt hat sich als Subjekt einer ›Sexualität‹ zu erkennen.« <sup>7</sup> Um diese Geschichte der Subjektivierung schreiben zu können, suchte Foucault nach einer Methode, um diese spezifische Form der Macht zu ergründen. Eine Theorie der Macht schloss er aus, da dies eine vorhergehende Objektbildung benötige, die er nicht habe liefern können. So begab Foucault sich auf die Suche nach den richtigen Begriffen, um sich einer analytischen Herangehensweise zu nähern, die das ständige Überprüfen der Begriffe selbst impliziert. Foucault setzt auf eine historische Analyse der Rationalität der Moderne. Faschismus und Stalinismus hätten zwar eine offensichtliche Verwicklung zwischen Rationalisierung und politischen Machtexzessen und -phantasmen geführt, jedoch verwirft er den Zugang der Frankfurter Schule, sich mit dem Typ von Rationalität, der in der Aufklärung gründet, auseinanderzusetzen und ihn zu vernunftbegründet zu »reinigen«. Er kritisiert an diesem Zugang, dass ihm ein Hegel'scher Universalismus innewohne, Foucault jedoch einen Zugang zur Analyse der Macht etablieren wolle, welcher auf grundlegenden, körperlichen Erfahrungen beruhte und mehr Zusammenhänge zwischen Praxis und Theorie zuließe: »Wahnsinn, Krankheit, Tod, Ver-

6 Foucault, Michel: Warum ich Macht untersuche: Die Frage des Subjekts, in: Dreyfuß, Hubert L./Rabinow, Paul: Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1987, S. 243.

7 Ebd.

brechen, Sexualität usw. Ich halte das Wort ›Rationalisierung‹ für gefährlich. Wir sollten spezifische Rationalitäten untersuchen, statt ständig vom Fortschreiten der Rationalisierung im allgemeinen zu reden.«<sup>8</sup> Hier wehrt sich Foucault somit gegen die von Habermas oder in diesem Buch auch schon von Améry an ihn angebrachten vernichtenden Kritiken, Foucault sei ein Gegen-Aufklärer, weil er die Rationalität der Aufklärung verwerfe. Foucault arbeitet heraus, dass er an dem konzeptionellen Universalität *der Rationalität* große Zweifel hege. Im Sinne der praktischen Widerstände allüberall auf der Welt spätestens seit 1968 sei eine viel tiefergehende Schicht der Macht über das Leben Millionen Menschen bewusst geworden und habe zu den spontaneistischen und teils für klassisch kritische und marxistische Theoretiker nicht verständlichen Widerstandsformen geführt. Ein Abstellen auf eine Rationalität, welche universal in ihrer instrumentellen Abart zu souverän-juridischen Formen der totalen Unterwerfung und Unterdrückung führe, reiche nicht aus, um die Macht in ihrer modernen Fülle zu beschreiben. Foucault gibt in diesem kurzen Nachwort 1982 sehr offen an, von konkreten Widerständen der vergangenen 20 Jahren her seine Machtanalyse begonnen zu haben. In den Widerstandsformen sieht Foucault eine Art *chemischen Katalysator*, welcher für eine Analyse notwendig ist. Anstatt folglich nach der inneren Rationalität der Macht zu fragen, so schlägt er vor, *Machtverhältnisse* von ihren Gegensätzen her zu verstehen.

»Um zum Beispiel herauszufinden, was unsere Gesellschaft unter vernünftig versteht, sollten wir vielleicht analysieren, was im Feld der Unvernunft vor sich geht. Wir sollten untersuchen, was im Feld der Illegalität vor sich geht, um zu verstehen, was wir mit Legalität meinen, und um zu verstehen, worum es bei Machtverhältnissen geht, sollten wir vielleicht die Widerstandsformen und die Versuche der Auflösung dieser Verhältnisse untersuchen.«<sup>9</sup>

Foucault gibt eine ganze Reihe von Widerständen an, die er hier im Blick hat: der Widerstand gegen die Beherrschung der Frauen durch die Männer, der Kinder durch die Eltern, der Medizin über die Bevölkerung, der Psychiatrie über Geistesranke sowie der Verwaltung über das Leben der Menschen. Er stellt fest, dass es sich hierbei um anti-autoritäre »Kämpfe« im Rahmen von sozialen Bewegungen handelt, die sich letztlich außerhalb von Klassenkämpfen, Kämpfen gegen die Souveränität und das Gesetz bewegen und weder einem dogmatischen Szientismus oder der Ablehnung von Wahrheit im wissenschaftlichen Sinne aufliegen, sondern sich letztlich gegen ein »Regieren durch Individualisieren« wenden. Zielscheibe ist somit weder ein (staatlicher) Akteur, eine Machtelite, eine Klasse, sondern in Foucaults Augen eine *Technik*, welche die Macht in der Moderne angenommen ha-

8 Ebd., S. 245.

9 Ebd., S. 245.

be.<sup>10</sup> Widerstand regt sich gegen eine Macht, »die einen unterwirft und zu jemandes Subjekt macht«.<sup>11</sup> Letztlich räumt Foucault in diesem späten Text auch den Fehler ein, durch sein eigensinniges Vorgehen und das Fehlen von Erläuterungen in *Der Wille zum Wissen* den Anschein erweckt zu haben, er wolle eine allgemeingültige Machttheorie begründen, die Macht nur als unmittelbaren, körperlichen Zwang darstelle. Dies präzisiert Foucault nun und versucht – ganz nach der Lesart von Dreyfus und Rabinow, welche von einer interpretativen Analytik der Macht sprachen – seinen Ansatz jenen von Habermas und den Vertretern der Frankfurter Schule anzunähern. Es gebe verschiedene Typen von Macht und letztlich deutet Foucault auch darauf hin, dass er Max Webers Unterscheidung von legitimen und nicht-legitimen Formen der Macht/Herrschaft sehr wohl zur Kenntnis genommen hat. Habermas und andere hatten Foucault dies zum Vorwurf gemacht. Foucault schreibt:

»Es ist klar, daß man die Subjektivierungsmechanismen nicht studieren kann ohne ihre Beziehungen zu den Ausbeutungs- und Herrschaftsmechanismen zu berücksichtigen. Gleichwohl stellen sie nicht bloß den Endpunkt anderer, grundlegenderer Mechanismen dar, sondern unterhalten komplexe und zirkuläre Beziehungen zu anderen Formen.«<sup>12</sup>

Foucault habe es stets daran gelegen, eine eigene Analyse der Macht, die von den Subjektivierungsmechanismen ausgeht, aus den Teilbereichen anderer Machttheorien herauszulösen. Die Subjektivierung durch historisch-abendländische Praktiken der Disziplin ist bspw. nicht wie in marxistischen Theorien dargestellt notwendiges Ergebnis der kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung. Es ist beeindruckend, wie Foucault in *Überwachen und Strafen* herausarbeitet, dass die Technik der Dressur der Körper schon vor der industriellen Revolution in einem Netz an Disziplinarinstitutionen vorhanden war. Foucaults Forschung zeigt hier: Die industrielle Revolution war überhaupt erst möglich durch die in den Institutionen von unten einstudierte Dressur der Körper. Neben der marxistischen Theorie ist ein weiterer Grund für das Übersehen der unabhängigen Subjektivierungsmechanismen eine neue politische Form der Macht, welche sich seit dem 16. Jahrhundert formiert hat: der moderne Staat. Der Staat wird überwiegend analysiert als totalisierend und die Individuen nicht zur Kenntnis nehmend. Jetzt wird auch klar, weshalb Foucault bis zu seiner Vorlesung über die Gouvernamentalität sich eigentlich nie mit dem Staat auseinandersetzt, sondern seine Mikrophysik der Macht um den Staat herum schreibt: Es liegt an seinem Unbehagen an der Überbetonung der totalisierenden Vorstellung des Staates. Dabei sei die Macht

10 Vgl. ebd., S. 245f.

11 Ebd., S. 247.

12 Ebd.

des Staates in der Moderne von Beginn an eine sowohl totalisierende als auch individualisierende (und später subjektivierende) gewesen. Als sich Foucault dem Staat zuwendet, dann um eine Technik zu offenbaren, welche das Regieren im Großen mit der Seelenführung im Kleinen und Kleinsten verbinden wird unter dem Paradigma der Pastormacht. Darauf ist die vorliegende Arbeit schon in *Kapitel 3* im Zusammenhang mit der Biomacht eingegangen.

Beginnend mit den Widerständen, die 1968 kulminierten, kommt Foucault zu dem Schluss, dass es ein integraler Zug der Machtverhältnisse unserer Zeit sei, dass sie uns nicht äußerlich auferlegt und repressiv seien, sondern dass sie unser Innerstes und Intimstes überhaupt produziert, dass sie ausmachen, wer wir sind, was und wen wir begehren und was wir als »normal« empfinden. Diese post-modernen Einblicke in eine nicht zu übersehende Macht über das Leben ist wohl eines der größten Verdienste Michel Foucaults. Jedoch muss Foucaults ganzes Setting daher inklusive seiner Methode von einer *strategischen* Konzeption ausgehen. Er liefert den vielen lokalen Widerständen eine genealogische Geschichte, um ihren Widerstand zu unterstützen. Ich denke, man muss Foucault verteidigen: Er ist an keiner Stelle wirklich als Gegen-Aufklärer im Sinne etwa der Konservativen Revolution aufgetreten. Foucault geht es um handfeste Emanzipationen im Sinne Kants Aufsatz *Was ist Aufklärung*. Foucault war für das Erreichen dieses Ziels bereit, die Ebene der universalen Rationalität und der universalen Machttheorie aufzugeben, um aus einer strategischen Notwendigkeit heraus, eine Gegen-Geschichte der Machtverhältnisse zu schreiben, welche den Kampf den vielen lokalen Punkten aufzunehmen ermöglicht. Diese Arbeit ist nicht der richtige Ort, um die philosophische Debatte darüber zu führen, ob und inwiefern dies heute zu Beginn des 21. Jahrhunderts aus einer emanzipativen Position zu befürworten ist oder eher so viele Probleme aus der strategisch-militärischen Anordnung herrühren, die aufgrund ihrer hegemonialen Beliebtheit nicht auch Gefahren für ebenjene emanzipativen »Kämpfe« bringt, für die sich Foucault ganz praktisch eingesetzt hat. Ich möchte an dieser Stelle nicht unerwähnt lassen, dass Foucault und weitere Poststrukturalisten inzwischen von Autoren der Neuen Rechten, wie etwa Götz Kubitschek ganz dezidiert aufgrund dieser strategischen Konzeption rezipiert und aus dem Kontext gerissen werden.<sup>13</sup> Aus diesem Kapitel wird klar hervorgehen, dass Foucaults »Preis« für diese bahnbrechende Kritik der Macht durch Subjektivierung, die so

13 Ein Beispiel hierfür ist Götz Kubitscheks Buch, das ich schon an anderer Stelle hier zitiert habe. Eben weil Foucault sich einer normativen Ebene enthält und an der Rationalität der Aufklärung anscheinend nichts gutheißt und eine alternative Art der Gegen-Geschichte schreibt, ist er natürlich auch für die Neue Rechte interessant, genauso wie Antonio Gramsci und weitere Denker des Kampfes um Hegemonie. Vgl. Kubitschek, Götz: *Die Spurbreite des schmalen Grats*, 2000-2016, Schnellroda: Antaios 2016.

viele Praktiken bis heute für uns erst sichtbar macht, ist, dass er Politik und Gesellschaft überhaupt nur noch als Krieg und strategisch versteht. Ich denke, dies ist ein Fakt, der nicht dazu führen sollte, Foucaults genealogisches Werk zu verteuflern und zu verwerfen, sondern der eher problematisiert und bei der weiteren Forschung mit berücksichtigt werden muss. Im Folgenden werde ich nun Foucaults Argumentation in *Der Wille zum Wissen* nachzeichnen und meiner These folgend Foucault daher dem biopolitisch-kriegerischen Typus des politischen Denkens zuordnen.

## 6.1.2 Der Wille zum Wissen

Ausgangspunkt von *Der Wille zum Wissen* ist die Repressionshypothese, wie sie von vielen Kolleginnen und Kollegen Foucaults (vor allem aus der Psychoanalyse und vielen Linken) vertreten wurde. Der Sex sei im Abendland bis ins 17. Jahrhundert freizügig gewesen, offene Gesten waren erlaubt, bis zu einem gewissen Maße das öffentliche Reden darüber in bestimmten Codes auch. Mit dem 17. Jahrhundert habe sich dies im viktorianischen Zeitalter durch bürgerliche Prüderie und durch die Einsperrung der Sexualität in die bürgerliche Familie drastisch verändert. Ungezügelter Sex sei hinderlich für die aufkommende bürgerliche Wirtschaftsordnung, für den Kapitalismus. Eine geregelte Reproduktion hingegen sei von basaler Notwendigkeit für eine kapitalistische Entwicklung gewesen. Somit sei Sex nur noch dort diskursiv als legitim konstruiert worden, wo er fruchtbar ist, also im Schlafzimmer. Die Repressionshypothese geht davon aus, dass wir uns bis in die heutige Zeit von diesem Rückschlag nicht gänzlich erholt haben. Entscheidend sei, dass die Verknüpfung zwischen *Macht, Wissen und Sexualität* eine der Repression wäre. Sich der Macht zu entziehen bzw. die Befreiung erscheint aus dieser Perspektive freilich nur durch das offene Sprechen über den Sex möglich. Es entsteht die Verknüpfung zwischen Sex und Revolution – denn das offene Sprechen erscheint schon als widerständiger Akt an sich. Es werden extra »Aufseher« dafür bezahlt, uns über unseren Sex abzuhorchen, wie es Foucault formuliert – das sei eine Angelegenheit, die es so nur in unserer Zivilisation gebe. Wir wollen die Wahrheit über unseren Sex und über uns selbst erfahren, daher reden wir über den Sex, der scheinbar so lange unterdrückt wurde. Sex erscheint – spätestens mit der Ausweitung durch die Psychoanalyse – als neuer Diskurs, der die Enthüllung der Wahrheit gegen die Unterdrückung der Macht möglich mache.<sup>14</sup> Foucault widerspricht jedoch dieser Repressionshypothese. Ganz zu Beginn von *Der Wille zum Wissen* nimmt er sich programmatisch vor:

---

14 Vgl. Foucault, Michel: Sexualität und Wahrheit I. *Der Wille zum Wissen*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2014, S. 9–20.



»Alles in allem geht es darum, den Fall einer Gesellschaft zu prüfen, die seit mehr als einem Jahrhundert lautstark ihre Heuchelei geißelt, redselig von ihrem eigenen Schweigen spricht und leidenschaftlich und detailliert beschreibt, was sie nicht sagt, die genau die Mächte denunziert, die sie ausübt, und sich von den Gesetzen zu befreien verspricht, denen sie ihr Funktionieren verdankt.«<sup>15</sup>

Foucault will erforschen, inwiefern die Repressionshypothese wirklich historisch evident ist. Wogegen Foucault vorgeht, ist die Vorstellung, dass unsere Sexualität von einer Macht durchzogen sei, die ihrem Wesen nach repressiv wäre. Foucault verknüpft also die Frage nach der Repression in der Sexualität mit einer generellen Frage nach dem Funktionieren von Macht, Herrschaft und Beherrschung in modernen Gesellschaften. Wie schon in *Überwachen und Strafen* argumentiert er im Folgenden, dass es ein Netz an polymorphen Machttechniken gibt, welches sich kapillar und netzartig über die Gesellschaft erstreckt. Foucault führt jedoch hier den Gedanken ein, die subjektivierende Macht sei *produktiv*.<sup>16</sup> Foucault revidiert seine vormals sehr juristische Vorstellung der Macht.

Gegen die juristische Repressionshypothese spricht, dass bei näherer Betrachtung des 17. Jahrhunderts tatsächlich eine Zunahme der Anstandsregeln und Verbote nachzuweisen ist. Doch der Punkt, den Foucault hier nun stark macht, ist, dass dies nur die Kehrseite der Medaille einer strukturellen Explosion der Diskurse über den Sex ist. Denn während es bis zum 17. Jahrhundert nur klar definierte Räume gab, in denen man offen über (ehelichen) Sex reden durfte (wie bspw. die katholische Buße), so weitet sich dies durch die Jahrhunderte zu einer Art »Bußzwang« aus – jeder muss über seinen Sex reden. Die scheinbar zunehmende Prüderie, das Verbot der Rede über den Sex entpuppt sich in Foucaults Darstellung in Wahrheit als eine Intensivierung des Redens über Sex. Die klösterliche Askesse, das ständige Redenmüssen über das Begehren verlässt die Klöster und wird auf alle Christen ausgeweitet. Ein regelrechter Zwang, sich selbst zu disziplinieren, entsteht. Foucault deutet also darauf hin, dass der Viktorianismus den Sex vielleicht in bestimmten öffentlichen Bereichen zum Schweigen brachte, aber eigentlich handelte es sich hierbei um eine Anreizung zu vielen neuen Diskursen über den Sex. Neben einer Entwicklungslinie aus dem christlichen Bußsakrament heraus wird jedoch Sex auch zunehmend zum Gegenstand der Verwaltung.<sup>17</sup> Wie oben angedeutet ist nämlich der moderne Staat intrinsisch mit dem Prozess ebenjener Individualisierung ab dem 16. Jahrhundert verknüpft und bedient sich mittels der Pastormacht dieser Seelenführung.

15 Ebd., S. 16.

16 Vgl. ebd., S. 9-20.

17 Vgl. ebd., S. 23-40.

»Der Sex, das ist nicht nur eine Sache der Verurteilung, das ist eine Sache der Verwaltung. Er ist Sache der öffentlichen Gewalt, er erfordert Verwaltungsprozeduren, er muß analytischen Diskursen anvertraut werden. Der Sex wird im 18. Jahrhundert zu einer Angelegenheit der ›Polizei‹.«<sup>18</sup>

Die Bevölkerung wird zu einem politischen Problem. In einem zunehmend von Optimierung gekennzeichneten Gesellschaftssystem wird Bevölkerung als stets kritischer Reichtum und somit als Ressource gesehen. Herrscher erkennen, dass sie nicht nur Untertanen haben, sondern eine Bevölkerung mit ihren eigenen Variablen (Geburten-, Sterblichkeits-, Krankheitsrate usw.). Diese Variablen können den Staat beeinflussen – zumal im Wettbewerb der Reiche und Nationen. Am Kreuzungspunkt dieser ziemlich wichtigen Variablen befindet sich der Sex. Denn wie jeder von seinem Sex Gebrauch macht, ist nun nicht mehr eine rein moralisch-religiöse Angelegenheit, sondern ist nun auch von Relevanz für den Staat. Staaten beginnen, den Sex zu regulieren (steuerliche Vorteile für Ehepaare usw.). Der Sex der Kinder wird plötzlich als besonders kritisch erachtet: Denn für die zukünftige Entwicklung der Bevölkerung sind die Kinder entscheidend. Während vordergründig über den Sex der Kinder nicht geredet werden durfte, so wurden in zwei Jahrhunderten keine Mühen gescheut, den kindlichen Sex zu verhindern. Schulen wurden architektonisch extra so angeordnet, dass sich Jungen und Mädchen nicht begegnen, Schlafräume in Internaten sauberlich getrennt, Handbücher für Eltern wurden geschrieben usw. Allein dieses Beispiel zeigt, dass dieses vordergründige Verbot des kindlichen Sexes in seinen Effekten das genaue Gegenteil bewirkte: Das Reden über den Sex hat sich tausendfach vermehrt.<sup>19</sup>

»Die modernen Gesellschaften zeichnen sich nicht dadurch aus, daß sie den Sex ins Dunkel verbannen, sondern daß sie unablässig von ihm sprechen und ihn als das Geheimnis geltend machen.«<sup>20</sup>

Die Problematisierung des Sexes ist genauso wie das Aufkommen der Dressur des Körpers in den Disziplinen Teil neuer Machttechnologien, welche unerlässlich sein werden für eine Ökonomie der Steigerung der Menschen- und Kapitalakkumulation. Hierin stimmt Foucault mit der Repressionshypothese, wie sie in seinen Augen Herbert Marcuse vertritt, überein. Doch Foucault grenzt sich hiervon ab. Die Anhänger dieser (para-)marxistischen Ansätze würden durch dieses Abstellen rein auf den repressiven Charakter der Macht ihre Stärke unterschätzen. Hierzu sagte Foucault in einem Gespräch 1975:

18 Ebd., S. 30.

19 Vgl. ebd., S. 23-40.

20 Ebd., S. 40.

»[M]an muss sich auch von Paramarxisten wie Marcuse abgrenzen, die der Annahme einer Repression eine übersteigerte Rolle zuweisen. Denn wenn die Macht nur die Funktion hätte zu unterdrücken, wenn sie nur im Modus der Zensur, der Ausschließung, der Absperrung, der Verdrängung nach Art eines mächtigen Über-Ichs arbeiten, wenn sie sich nur auf negative Weise ausüben würde, wäre sie sehr zerbrechlich.«<sup>21</sup>

Die Macht funktioniert eben nicht nur durch Repression, sondern durch eine Vielfachung der Diskurse und davon ausgehender Machteffekte. Hierin liegt letztlich auch Foucaults große Spitze gegen Habermas' Diskurstheorie, die er als juristisch-diskursiv bezeichnet. Foucaults Punkt ist, dass Wahrheit und Macht eben keine Gegensätze seien, sondern dass jede Macht *ihre Wahrheit* habe und somit Kritik sich nicht einfach darauf beschränken könne, den *wahren, reinen, richtigen* Diskurs etablieren zu wollen, wie dies Habermas im Rahmen seines kommunikativen Handelns tue.<sup>22</sup>

Foucault zeigt dies besonders überzeugend an der Pastoraltheologie, dem kanonischen Recht und dem Zivilrecht bis zum 18. Jahrhundert. Hierbei handelte es sich um eine Zentrierung um den ehelichen Sex; jeglicher andere Sex (Sodomie, Inzest, Ehebruch, Homosexualität etc.) wurde gleichermaßen als Gesetzesübertretung verfolgt. Das waren tatsächlich juristische Verbote. Doch was sich nun im 19. Jahrhundert ändert, ist, dass der eheliche Sex zur Norm wird und zum Schweigen gebracht wird (er wird zum großen Geheimnis) und gleichzeitig Sex nun vom Rande her diskursiviert wird: vom Sex der Kinder, vom Irren, vom Kriminellen und vom Perversen her. Dabei ist das interessanteste Phänomen der Perverse. Denn während im streng juristischen Sinne seit dem Mittelalter der wider die Gesetze

21 Foucault, Michel: Macht und Körper, in: Foucault, Michel: Schriften in vier Bänden, Band II (Dits et écrits), hg. von Daniel Defert und Francois Ewald, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001-2005, S. 937.

22 Vgl. hierzu Dreyfus und Rabinow, die ganz im Sinne Foucaults dazu ausführen, dass Habermas' Diskurs eben auch diesem theoretischen Fehltrail unterliege: »Daraus [aus der Habermas'schen Diskurstheorie, Anm. N. A.] folgt, daß man der Macht als Repression am besten mit der Wahrheit des Diskurses begegnet. Wenn die Wahrheit ausgesprochen wird, die grenzüberschreitende Stimme der Befreiung erklingt, dann wird angeblich die repressive Macht herausgefordert. Wäre auch die Wahrheit nie völlig frei von Macht, so steht doch ihre Macht im Dienste der Klarheit, der Nicht-Verstellung und eines irgendwie höheren Gutes, auch wenn dies höhere Gut nicht mehr beinhaltet als Klarheit. Obwohl Foucault hier Parodien vorträgt, kommen diese dem Ziel oft nahe. [...] Foucault nennt diese Auffassung der Macht die ›juristisch-diskursive‹. [...] [Die Macht] maskiert sich, indem sie einen Diskurs produziert [den Habermas'schen, Anm. N. A.], der ihr anscheinend zuwiderläuft, in Wirklichkeit aber Teil ihrer weiteren Entfaltung ist.« Dreyfuß, Hubert L./Rabinow, Paul: Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik, Frankfurt a.M., 1987, S. 159f.

verstoßende Sodomit als ein Gestrauchelter erachtet wurde, ist nun der Perverse des 19. Jahrhunderts bzw. der Homosexuelle, ein Wesen oder gar eine Spezies im zoologischen Sinne. Der Perverse handelt nicht nur einfach gegen das Gesetz, sondern er *ist* wider die Natur und krank. Die Welt der Perversion schneidet den Raum des Gesetzes, ist aber nicht identisch mit ihm. Genauso schneidet sie auch den Raum des Wahnsinns (des Irren). Hier zeigt sich wie in *Überwachen und Strafen* die zunehmende gegenseitige Perforierung zwischen Recht bzw. Gesetz sowie dem »Anormalen« und dem Wahnsinn. Die Repressionshypothese ist deshalb falsch, weil sie völlig blind für diese Entwicklung ist, die Entstehung quasi-wissenschaftlicher Diskurse in Medizin, Psychologie, Jurisprudenz etc., die ziemlich produktiv waren und eben nicht repressiv. Die dadurch entstandene Macht wirkte auf verschiedenste Art und Weise. Im Rahmen des Kampfes gegen die Onanie des Kindes in erfindungsreichster Art und Weise, durch die Erforschung der Perversionen, durch die »Lust an der Macht« über die Sexualität der Bevölkerung usw. Tatsächlich seien viele der Machteffekte repressiv, doch alles in allem habe die Macht in allen Bereichen des Lebens Räume geschaffen, die sexuell gesättigt seien, die durch und durch sexuell aufgeladen wären. Macht habe Sex nicht unterdrückt, sondern vielmehr Sex zu einem zentralen Punkt gemacht, von dem aus die Gesellschaft zu verstehen sei.<sup>23</sup> Und genau deshalb kann auch die Psychoanalyse, die daraus auch noch eine Wissenschaft gemacht hat, für Foucault nicht die Lösung sein, sondern muss Teil des Problems sein.

»Das Geständnis befreit [angeblich], die Macht zwingt zum Schweigen; die Wahrheit gehört nicht zur Ordnung der Macht, sondern steht in einem ursprünglichen Verhältnis zur Freiheit: das sind alles traditionelle Themen der Philosophie, die eine ›politische Geschichte der Wahrheit‹ umkehren müßte, indem sie zeigte, daß die Wahrheit weder von Natur aus frei noch der Irrtum unfrei ist, sondern daß ihre gesamte Produktion von Machtbeziehungen durchzogen ist. Ein Beispiel dafür ist das Geständnis. [...] [M]an muß sich schon eine reichlich verdrehte Vorstellung von der Macht machen, um glauben zu können, daß von Freiheit alle jene Stimmen reden, die seit so langer Zeit das ungeheuerliche Gebot unserer Zivilisation wiederkäuen, sagen zu müssen, was man ist, was man getan hat, wessen man sich erinnert und was man vergessen hat, was man verbirgt und was sich verbirgt, woran man nicht denkt und was man nicht zu denken denkt. *Ein ungeheures Werk, zu dem das Abendland Generationen gebeugt hat, während andere Formen von Arbeit die Akkumulation des Kapitals bewerkstelligten* [Hervorhebungen N. A.]: die Subjektivierung der Menschen, das heißt ihre Konstituierung als Untertanen/Subjekte.«<sup>24</sup>

23 Vgl. Foucault, Michel: Sexualität und Wahrheit I. Der Wille zum Wissen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2014, S. 41–53.

24 Ebd., S. 63f.

Was Foucault in diesem längeren Zitat beschreibt, ist Kern seiner neuen genealogischen Machttheorie. Er sieht das Problem im juridisch-diskursiven Machtkonzept, das vielen marxistischen Analysen und auch der Lacan'schen Psychoanalyse zugrunde liegt. Macht sage einfach nur »Nein« und zeige sich stets in Verboten, Verweigerungen und Blockaden. Am Beispiel des Sex sind es die Ordnungen, die Begehren in ziemlich/unziemlich und erlaubt/verboten einteilen, von denen aus man die Macht erkennen könne. Juridische Macht – als repressive Macht verstanden – sei von sich aus unproduktiv.<sup>25</sup> Und Foucault hält treffend fest: »Alle Arten der Beherrschung, Unterwerfung und Verpflichtung laufen somit am Ende auf Gehorsam hinaus.«<sup>26</sup> Doch dabei erkennt Foucault so viele andere raffinierte Machttechniken abgesehen von der Verbotsmacht. Moderne Macht »maskiert« sich jedoch zu einem großen Teil, um überhaupt annehmbar zu sein.<sup>27</sup> Sie erscheint uns nur als eine Schranke in einem sonst freien Raum. Doch das ist eine Täuschung, die einen ganz bestimmten historischen Grund hat. Denn während sich neue Machttechniken seit dem 16. Jahrhundert entwickelt haben, blieben die politisch-philosophischen Analysen weiterhin zentriert um klassische Fragen des guten Lebens und guten Regierens einerseits und um die spätestens seit Machiavelli aufgekomenen Frage nach dem Wohl des Fürsten bzw. später der *ratio status* (der Staatsräson). Die Monarchien der Neuzeit entstanden als Quasi- Schiedsrichter in einer Feudalgesellschaft, in der sie durch Gesetz und Souveränität ihre Macht im Sinne der *pax et iustitia* ausübten. Dieses Versprechen nach Frieden und Gerechtigkeit in Gegenleistung zum Gewaltmonopol haben Philosophen seitdem unter den beiden Aspekten des guten Lebens und Regierens sowie nach der *ratio status* und deren Legitimation befragt. Wir haben es folglich seit dem Ende des Mittelalters mit einem Recht zu tun, das sich im Gewand des Rechts selbst darstellt. Der disruptive Bruch der Aufklärung und der Ereignisse um 1776 und 1789 führte zu einer Verschiebung, deren Ergebnis bis heute unseren Blickwinkel auf die Macht beeinflusst. In der Aufklärung und der Ablehnung des Absolutismus entstand eine gewisse Tradition der Machtanalyse, welche heute zu falschen Schlüssen verleite:

---

25 Vgl. ebd., S. 83-87.

26 Ebd., S. 87. Das ist übrigens auch der Punkt, an dem Michel Foucault und Max Weber sich widersprechen. Für Weber ist nicht Macht, sondern Herrschaft Basis des Sozialen. Herrschaft unterscheidet sich darin von der Macht, dass sie auf einem Mindestmaß an Gehorsam basiert, weil der Beherrschte ein Mindestmaß an Legitimität der Geltungsansprüche erkennen kann. Foucault hingegen sieht keine trennscharfe Abgrenzung zwischen Macht und Herrschaft, weil manche Machtverhältnisse durch die Struktur von Macht und Wissen in der Gesamtheit eine Herrschaftswirkung entwickeln. Foucault trennt die Analyse der Macht von klassischen Vorstellungen der Verknüpfung mit Konsens und Legitimität.

27 Vgl. Dreyfuß, Hubert L./Rabinow, Paul: Michel Foucault, Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik, Frankfurt a.M., 1987, S. 160.

»Eine Tradition, die ins 17. oder ins 19. Jahrhundert zurückreicht, hat uns daran gewöhnt, die absolute monarchische Macht auf die Seite des Unrechts zu setzen [...]. Aber dabei vergißt man die grundlegende historische Tatsache, daß die abendländischen Monarchien als Rechtssysteme entstanden sind, daß sie sich in Rechtstheorien reflektiert und ihre Machtmechanismen in der Form des Rechts durchgesetzt haben.«<sup>28</sup>

Die Revolutionäre haben genau genommen das Recht der Monarchie und deren Rechtsgelehrten übernommen und gegen den Adel gewendet. Es ist nicht so, dass die bürgerliche Gesellschaft das Rechtsprinzip erfunden habe, sondern das sei schon die monarchistische Matrix der Herrschaft gewesen. In unserem Denken ist seitdem Recht mit Gerechtigkeit verbunden. Und Macht zeige sich weiterhin im Gewand des Rechts, welches auch weiterhin politisch-philosophisch mit den klassischen Fragen des Guten und des Legitimen befragt würde. Doch – und hier die Pointe Foucaults – das Recht war immer nur die *Sprache* der Macht, aber niemals ihr gesamter Inhalt. Und dies zeige sich für Foucault nun auch im allzu juristischen Verständnis der Macht heutzutage. Trotz aller Anstrengungen schließt Foucault, dass das Politische vom Juridischen nie gänzlich getrennt worden sei und das Juridische nie gänzlich von der Monarchie!<sup>29</sup>

Anstatt nun denselben Fehler zu machen, versucht Foucault sich eben der Frage nach der Macht nicht juristisch und nicht von der Seite der Legitimität zu nähern. Er nähert sich der Macht strategisch:

»Unter Macht, scheint mir, ist zunächst zu verstehen: die Vielfältigkeit von Kraftverhältnissen, die ein Gebiet bevölkern und organisieren; das Spiel, das in unaufhörlichen Kämpfen und Auseinandersetzungen diese Kraftverhältnisse verwandelt, verstärkt, verkehrt; die Stützen, die diese Kraftverhältnisse aneinander finden, indem sie sich zu Systemen verketten – oder die Verschiebungen und Widersprüche, die sie gegeneinander isolieren; und schließlich die Strategien, in denen sie zur Wirkung gelangen und deren große Linien und institutionelle Kristallisierungen sich in den Staatsapparaten, in der Gesetzgebung und in den gesellschaftlichen Hegemonien verkörpern.«<sup>30</sup>

Ausgangspunkt der Macht ist somit kein fixer Mittelpunkt, kein Souverän, kein Recht, keine Regierung oder gesellschaftliche Gruppe, sondern der Ausgangspunkt

28 Foucault, Michel: Sexualität und Wahrheit I. Der Wille zum Wissen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2014, S. 88f.

29 Dies übrigens ist der Anknüpfungspunkt für Giorgio Agambens *Homo Sacer*: Agamben, Giorgio: *Homo Sacer*. Die souveräne Macht und das nackte Leben, Frankfurt a.M., 2015.

30 Foucault, Michel: Sexualität und Wahrheit I. Der Wille zum Wissen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2014, S. 93.

befindet sich »in dem bebenden Sockel der Kräfteverhältnisse, die durch Ungleichheit unablässig Machtzustände erzeugen, die immer lokal und instabil sind«.<sup>31</sup> Die Macht ist allgegenwärtig – aber nicht weil sie alles umfasst und steuert, sondern weil die Macht von überall herkommt, ist sie allgegenwärtig. Macht ist somit eine Bezeichnung, ein Name, »den man einer komplexen strategischen Situation in einer Gesellschaft gibt«.<sup>32</sup> Spricht Foucault von Macht, meint er vermeintlich *Machtverhältnisse*, die einem Kampf (oder später einer strategischen Situation) entspringen und deren Gesamtverhältnisse er als Macht *bezeichnet*. Hierbei handelt es sich folglich um einen nominalistischen Machtbegriff. Dieser hat zu vielen Missverständnissen geführt, an denen auch Foucault teilweise selbst schuld ist, da er diesen Nominalismus nicht durchgängig einhält und oft den Eindruck vermittelt, es gäbe eine Art ontologische Macht, gegen die Widerstand angebracht wäre. Sein ganzes methodologische Setting hingegen gibt all das gar nicht her. Blickt man tiefer in sein konkretes Arbeiten, so stellt man schnell fest, dass Aussagen, wie etwa wo Macht sei, da gebe es auch Widerstand, und Macht sei überall und ginge durch unsere Körper hindurch schlichtweg einer nominalistischen *Dezision* zugrunde liegen. Widerstand ist überall, weil Foucault Machtverhältnisse ja auch dort untersucht, wo es historisch Widerstand gab (siehe *Kapitel 6.1.1*). Macht geht durch unsere Körper, weil Foucault die Machtverhältnisse zuerst betrachtet, welche sich in der Moderne als »Regieren durch Individualisieren« konstituiert haben. Hier liegen Zirkelschlüsse vor, die man kritisieren kann, die jedoch oftmals (vor allem in der Habermas-Foucault-Debatte) falsch aufgefasst wurden.<sup>33</sup> Foucaults Machtentwurf stellt die Macht als Ergebnis vieler lokaler Kämpfe dar. Krieg und Politik sind auf Basis dieser methodischen Grundentscheidung nicht von Grund auf verschieden, sondern zwei verschiedene Möglichkeiten, mit dem Problem der Kräfteverhältnisse umzugehen. Auf die Kriegshypothese wird das folgende *Kapitel 6.1.3* noch näher eingehen. Zum Problem der Subjektivität der Macht fügt Foucault noch hinzu, dass Macht stets *intentional*, *aber nicht-subjektiv* sei. Jede Macht sei von einem Kalkül durchsetzt, weil jede Macht eine Reihe an Zielen und Absichten habe, um etwas zu entfalten. Doch das bedeutet nicht, dass dies aus den souveränen Entscheidungen eines Subjekts resultiert. Das Argument ist schon aus *Überwachen und Strafen* bekannt. Einzelne Personen, Eliten oder Institutionen würden niemals das Macht- und Funktionsnetz gänzlich in ihren Händen haben, ebenso wenig wie Regierungen oder Wirtschaftseliten. Schließlich kommt Foucault noch auf den schon angedeuteten Aspekt des Widerstands zu sprechen. Wo Macht ist, dort ist auch

---

31 Ebd., S. 93f.

32 Ebd., S. 94.

33 Vgl. hierzu Kelly, Michael: *Critique and Power. Recasting the Foucault/Habermas Debate*, Cambridge: MIT Press 1994.

Widerstand. Macht kennt Foucault nicht ohne Gegenstützpunkte, Angriffspunkte und Gegen-Mächte. Jede Macht bringt ihre Gegenspieler und die bevorzugten Gegenangriffs-Punkte selbst auf.<sup>34</sup> Foucault hält hier die Leser jedoch im Unklaren, ob dies Bedingungen sind, die *notwendigerweise* jedes Machtverhältnis ausmachen, oder ob dies nur den Machtverhältnissen zugrunde liegt, da er sich nominalistisch der Macht nähert. Später in seinem Nachwort zu Dreyfus' und Rabinows Buch wird er schreiben, er sei missverstanden worden und habe niemals versucht, eine abschließende Machttheorie vorzulegen, sondern sich damit begnügt, eine »Vorarbeit« zu leisten, indem er die Analyse ganz konkreter Machtverhältnisse zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt der sozialen Bewegungen gegen die Regierung durch Individualisierung und der zunehmenden Verwaltung über das Leben vorgelegt habe. Doch dies hält ihn in *Der Wille zum Wissen* nicht davon ab, allgemeingültige Schlüsse aus seiner Machtanalyse abzuleiten, die sich gegen die ökonomistische und etatistische Machttheorien richten. Da jede Macht ihre eigenen Widerstandsformen und Gegner hat, könne es keinen bevorzugten einheitlichen Widerstand gegen »die Macht« geben:

»Darum gibt es im Verhältnis zur Macht nicht den einen Ort der Großen Weigerung – die Seele der Revolte, den Brennpunkt aller Rebellionen, das reine Gesetz des Revolutionärs. Sondern es gibt einzelne Widerstände: mögliche, notwendige, unwahrscheinliche, spontane, wilde, einsame, abgestimmte, kriecherische, gewalttätige, unversöhnliche, kompromißbereite, interessierte oder opferbereite Widerstände, die nur im strategischen Feld der Machtbeziehungen existieren können.«<sup>35</sup>

Konflikt- und Machtlinien verlaufen kreuz und quer durch die Gesellschaft, durch Institutionen und durch Individuen selbst. Macht darf nicht juristisch, sondern muss militärisch verstanden werden und vor diesem Hintergrund müsse der Sex betrachtet werden. Der Begriff des Dispositivs ist somit im militärisch-strategischen Sinne zu verstehen:

»Das strategische Modell soll also das Modell des Rechts ablösen. Und das nicht aufgrund einer spekulativen Wahl oder einer theoretischen Vorliebe, sondern weil es einer der grundlegendsten Züge der abendländischen Gesellschaften ist, daß die Kraftverhältnisse, die lange Zeit im Krieg, in allen Formen des Krieges, ihren Hauptausdruck gefunden haben, sich nach und nach in der Ordnung der politischen Macht eingerichtet haben.«<sup>36</sup>

34 Vgl. Foucault, Michel: Sexualität und Wahrheit I. Der Wille zum Wissen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2014, S. 93-102.

35 Ebd., S. 96.

36 Ebd., S. 101f.



In *Der Wille zum Wissen* wird nicht letztlich klar: Weshalb ist Gesellschaft durchzogen von Konflikt- und Machtlinien? Wieso heißt Politik immer Kampf und Krieg für Foucault? Bei einer Gesamtschau seines Arbeitens Mitte der 1970er Jahre ist jedoch klar geworden, dass es sich hierbei bei Foucault um eine methodologische und philosophische Grundentscheidung handelt, die er auf Basis eines neuen genealogischen Zugangs zur Geschichtsphilosophie so für sich trifft und die für sein ganzes Werk letztlich auch folgeschwer ist.

### 6.1.3 Politik ist die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln

Foucault verabschiedet sich Mitte der 1970er Jahre vom juridischen Machtverständnis und experimentiert mit anderen Zugängen zur Macht. Nach der Fertigstellung des Buches *Überwachen und Strafen* entwickelt er in der Vorlesungsreihe *In Verteidigung der Gesellschaft* 1976 den Gedanken der Kriegshypothese weiter, den er andersorts schon hatte anklingen lassen. Die Kriegshypothese wird im Allgemeinen als theoretischer Zwischenschritt Foucaults zwischen der Mikrophysik der Disziplinarmacht und der Biomacht gesehen, welche in *Der Wille zum Wissen* das erste Mal vorgebracht wird und in seinen Vorlesungen über die Gouvernementalität tiefergehend beleuchtet wird. Die Kriegshypothese verwendet Foucault, um eine Kritik an juridisch-diskursiven Machttheorien zu ermöglichen, denen er hier schon in einer letzten Vorlesung 1976 und in *Der Wille zum Wissen* in einem letzten, abgesetzten Kapitel (ebenfalls 1976 im französischen Original erschienen) produktive Formen der »Macht über das Leben« entgegenstellt.<sup>37</sup> Die Kriegshypothese arbeitet Foucault abermals historisch heraus, um damit den theoretischen Anspruch zu rechtfertigen, Macht nicht nur als Repression zu verstehen. Seine These lautet letztlich, dass dieses juridisch-diskursive Machtverständnis historisch widerlegbar sei. Denn Macht und Recht entsprängen keinen juridischen, theoretischen, diskursiven Erwägungen von widerstreitenden Fürsten, Monarchen oder Philosophen, sondern seien Ergebnis eines historisch-politischen Diskurses, der strategisch und kriegertisch funktioniere.<sup>38</sup> Foucault schreibt keine Ideengeschichte der Macht, sondern will Praktiken auf den Grund gehen, die Macht »gemacht« haben. Vor dem Hintergrund seiner Ausgangsfrage, ob es denn eine nicht-repressive und nicht-ökonomistische Analyse der Macht gebe, stellt er eine dritte Möglichkeit der Analyse fest:

»Man hätte also gegenüber der ersten Hypothese – die lautet: der Mechanismus der Macht ist grundlegend und im wesentlichen Repression –, eine zweite Hypothese, die lauten würde: Macht ist Krieg, der mit anderen Mitteln fortgesetzte

37 Vgl. Ruoff, Michael: Foucault-Lexikon. Entwicklung-Kernbegriffe-Zusammenhänge, Paderborn: Fink, 2007, 142f.

38 Vgl. ebd., S. 142f.

Krieg. Ab dem Moment würde man die Aussage von Clausewitz umkehren und sagen, daß die Politik die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln ist.«<sup>39</sup>

Foucault will die liberale, ökonomische Geschichte, dass Macht stets auf Verträgen basiert und die Geschichte, dass Macht stets Unterdrückung bedeutet, hinter sich lassen. Denn diese seien Bestandteile von jeweiligen Ideologien, die Geschichte auf Universellem zu gründen versuchen. Der Krieg hingegen, das ist meines Erachtens das Entscheidende an dieser Vorlesung, ist keine Universalie, die Foucault herbeizieht, um die Geschichte der Macht, die Genealogie, zu schreiben. Ganz im Gegenteil ist das Bezeichnende an dieser Vorlesung, dass Foucault nicht einfach beginnt, seine Hypothese zu testen, indem er historisch den Krieg im Frieden der Gesellschaft sucht, sondern er sucht historisch ganz im Sinne Veynes, der Foucault den »vollständig positivistische[n] Historiker«<sup>40</sup> nannten nach dem Raren, nach den Praktiken, mit denen diskursiv die Gesellschaft als vom Krieg durchzogen *dargestellt* wurde. Foucault will nicht zeigen, dass Politik die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln ist, sondern Foucault spürt im genealogischen Sinne die Interpretation der Interpretation auf: Foucault will nachweisen, dass historisch gesehen, Politik ab einem gewissen Zeitpunkt im Abendland durch verschiedene Diskurse als Krieg konstituiert wurde. Daher ist es kein Zufall, dass Foucault die Frage ›Bedeutet Politik bzw. Macht Krieg?‹ dadurch beantwortet, dass er eine auf den ersten Blick gänzlich andere Frage beantwortet: Seit wann wird Politik bzw. Macht als Krieg verstanden? Diese seltsame Ausweichbewegung, die sofort bei der Lektüre dieser Vorlesung auffällt, hat eben den Grund, dass Foucault selbst mit Nietzsche jegliche feststehende universale Geschichte als *Interpretation* darstellt. Es gibt keinen letzten, wahren Grund der Dinge, sondern alles ist in Foucaults Augen oberflächlich sichtbar und erreichbar. Es gibt keine Tiefenbedeutung. Wenn Politik als Krieg aufgefasst wird, dann liegt das nicht im Ontologischen begründet und könnte metaphysisch begriffen und kritisiert werden, sondern dann liegt es einzig daran, dass sie zu einem gewissen Zeitpunkt *hegemonial* so interpretiert wurde. Programmatisch formulieren Dreyfus und Rabinow Foucaults genealogische Methode in Bezug auf die »Tiefenbedeutung«:

»Die Devise der Genealogie könnte lauten: Widerstehe aller Tiefe, Finalität und Innerlichkeit. Ihr Banner: Mißtraue den Identitäten in der Geschichte; sie sind nur Masken, Aufrufe zur Einheit. [...] Für den Genealogen ist die Philosophie vorbei. Interpretation ist nicht die Aufdeckung einer verborgenen Bedeutung. [...] Diese

39 Foucault, Michel: In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France 1975-1976, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1999, S. 26.

40 Veyne, Paul: Foucault. Die Revolutionierung der Geschichte, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1992, S. 7f.

Interpretationen haben andere Leute geschaffen und durchgesetzt, nicht die Natur der Dinge.«<sup>41</sup>

Auch die Machtverhältnisse sind nicht von einer Natur der Dinge hervorgebracht, sondern sind Ausdruck von Interpretationen dessen, wie es sein sollte und die historische Entwicklung der Wechselwirkung zwischen Praxis und Interpretation. Das ist es, was Paul Veyne etwas missverständlich als Positivismus in der Geschichte bezeichnet. Jegliche Tiefe, jegliches Metaphysisches in der Bedeutung unserer Geschichte betrachtet Foucault als Oberflächen-Praxis, die sichtbar ist und der man nachgehen kann. Foucaults Geschichtsverständnis, also seine Genealogie, ist somit weitaus mehr als nur eine Technik, um Geschichte zu schreiben, sondern sie ist sich dessen bewusst, dass sie zugleich eine Interpretation von Interpretationen ist. Unsere Gesellschaft wird geformt und hervorgebracht aus Diskursen, die allesamt *historische Praktiken* sind. Wir können nur auf der Höhe der Interpretationen denken, die historisch unseren Diskurs zugleich ermöglichen und begrenzen. Wollen wir wissen, ob Politik und Macht denselben Regeln gehorchen wie der Krieg, so geht es nicht darum, eine Ideengeschichte zu betreiben, sich also an den Ideen abzarbeiten, die es über Politik und Macht gegeben hat, sondern es gilt die Frage zu beantworten, ob Politik und Macht historisch auf demselben Terrain liegen wie der Krieg. Das ist Foucaults Anspruch. Und anders formuliert: Es geht nicht einfach um die Frage, ob der Krieg ein gutes Instrument zur Analyse der Macht und der Politik ist, oder um eine ›strategische‹ Vorliebe, dieses Analysewerkzeug zu verwenden, sondern es geht um nichts weniger als den Nachweis, dass unser historisch-politisches Feld, auf dem sich unser Bewusstsein praktisch bewegt, im Modus des Krieges konstruiert wurde. Wenn Foucault in *Der Wille zum Wissen* behauptet, Macht sei intentional, aber nicht-subjektiv, komme von überall aus einem bebenden Sockel der Gesellschaft und sei nominalistisch nichts anderes als das Wort für eine strategisch hochkomplexe Situation eines permanenten Krieges, so muss dies nach der Lektüre von *In Verteidigung der Gesellschaft* in einer entscheidenden Art und Weise relativiert werden: Gesellschaft ist nicht *wesenhaft* so und *muss nicht immer so sein*. Sondern Gesellschaft wurde historisch in der Moderne so hegemonial interpretiert, oder um bei der Terminologie Paul Veynes zu bleiben: Gesellschaft wurde so *objektiviert*. Wie oben ausgeführt hat dieser nominalistische Zugang zur Macht zu einiger Verwirrung gesorgt, an der Foucault auch nicht ganz unschuldig war. Das soll uns jedoch an dieser Stelle nicht beschäftigen.

Vor diesem Hintergrund wird jedoch nun klar, was Foucault meinte, als er in *Der Wille zum Wissen* ausführte:

---

41 Dreyfuß, Hubert L./Rabinow, Paul: Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik, Frankfurt a.M., 1987, S. 136.

»Das strategische Modell soll also das Modell des Rechts ablösen. Und das nicht aufgrund einer spekulativen Wahl oder einer theoretischen Vorliebe, sondern weil es einer der grundlegendsten Züge der abendländischen Gesellschaften ist, daß die Kraftverhältnisse, die lange Zeit im Krieg, in allen Formen des Krieges, ihren Hauptausdruck gefunden haben, sich nach und nach in der Ordnung der politischen Macht eingerichtet haben.«<sup>42</sup>

Mit der Aussage, dass das juridisch-diskursive Modell der Analyse abgelöst wird, meint Foucault nicht, dass er nun eine Vorliebe für das Verständnis von Gesellschaft und Politik als Krieg habe, sondern es ist nur eine Anpassung daran, dass seiner Forschung zufolge historisch die Moderne darauf beruht, dass der Krieg als Basis der Gesellschaft interpretiert worden ist. Und man müsse im Sinne der Genealogie Diskurse auf der Höhe ihrer Interpretationen, ihrer Begriffe, ihrer Analogien, ihrer Bilder, ihrer Metaphern etc. analysieren. Während er diese historische Annahme in *Der Wille zum Wissen* mehr oder minder ohne Beleg anwendet, so muss man nun *In Verteidigung der Gesellschaft* als nachgeschobene genealogische Begründung dieser These verstehen. Seinen von Paul Veyne so hochgelobten »Positivismus« bringt Foucault selbst wie folgt auf den Punkt:

»Anstatt die Machtanalyse auf das Rechtsgebäude der Souveränität, die Staatsapparate und die begleitenden Ideologien zu konzentrieren, sollte man sie meines Erachtens auf die Herrschaft (und nicht die Souveränität), auf die materiellen Träger, die Formen der Unterwerfung, die Verbindungen und Verwendungen lokaler Systeme dieser Unterwerfung und schließlich auf die Wissensdispositive richten.«<sup>43</sup>

Anstatt zu fragen, wer die Macht besitzt, sollte man lieber nach den konkreten Intentionen, den konkreten Instrumenten auf der Ebene der »Physik« der Macht fragen. Das Individuum kann hierbei nicht als Träger oder atomarer Kern von Macht gesehen werden, sondern als erster Effekt jeglicher Macht. Das ist Ergebnis einer »Entpsychologisierung« der Macht. Denn während Nietzsche in seiner Genealogie tatsächlich individuelle Willen und Absichten in der Macht nachzuweisen und aufzuspüren sucht, so depersonalisiert Foucault die Macht gänzlich. Geschichte sei zwar im Sinne Nietzsches ein Kampf der Willen, jedoch seien diese Willen »Strategien ohne Strategen«. Foucault kritisiert letztlich Nietzsches Ansatz, da dieser die letzte Bastion der Philosophie, der Metaphysik usw. nicht gesprengt habe: das Sub-

42 Foucault, Michel: Sexualität und Wahrheit I. Der Wille zum Wissen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2014, S. 101f.

43 Foucault, Michel: In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France 1975-1976, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1999, S. 43.

jekt.<sup>44</sup> Foucault untersucht einen Zwischenraum der Lichtung, der durch Kämpfe geräumt und überhaupt erst geschaffen wurde. Was uns gedanklich stets eine Falle stelle, sei die Illusion der juristischen Souveränität des Mittelalters, die auf dem römischen Recht basiere. Schon im 18. Jahrhundert gab es einen Einschnitt, über den Foucault in *Überwachen und Strafen* ausführlich geschrieben hat. Es taucht ein neuer Machttypus auf, die Disziplinarmacht, welche unabhängig von der extraktiv-feudalen Souveränitätsmacht auf den menschlichen Körper und dessen Produkte einwirken kann. Doch sie ist Ergebnis eines bestimmten Willens zur totalen Kontrolle, der jedoch nicht vom Souverän ausgeht, sondern sich von unten entwickelt hat. Es gibt kein Subjekt zu diesem Willen, Foucaults Setting kann nicht erklären, woher es kommt. Doch es ermöglicht uns, diese Disziplinarinstitutionen zu verstehen, ohne den souveränen, juristischen oder ökonomistischen *Überbau*.

Foucault weist nach, dass ein enges Raster der Zwänge mit dem Ziel der Dressur dem Körper auferlegt wird. Es ist nichts weniger als eine totale Überwachung und der Versuch der totalen Kontrolle, der nicht von der souveränen Macht und deren »Strategie« ausgeht, sondern von unten kommt. Das kodifizierte Recht der Souveränität ist radikal-heterogen zu dieser neu aufkommenden Macht, welche besser zu den Herausforderungen der Bevölkerungsexplosion und der Industrialisierung passt. Die souveräne und die juristische Macht wurden jedoch nicht verdrängt durch diesen neuen Typus der Disziplinarmacht, sondern sie haben die disziplinarischen Mechanismen kolonisiert, für ihre Zwecke genutzt und fruchtbar gemacht. Die Disziplinarmacht macht gefügig und träumt von totaler Kontrolle. Doch das Bezeichnende unserer Moderne ist in Foucaults Augen, dass sich die Reform und die Revolution ausgerechnet an der monarchischen, an der souveränen Macht entzündet haben. Diese Macht ist es nämlich gewesen, so Foucault, welche in den Kategorien der klassischen Philosophie *kritisierbar* gewesen sei und sich am ehesten demokratisieren ließ. Jeder habe individuelle Rechte in einem Rechtsstaat bekommen, die er habe einklagen können. So hat die souveräne Macht sich im Rahmen der Aufklärung mit der Demokratisierung abgefunden, jedoch die gesellschaftliche Einheit durch disziplinarische (und später biopolitische) Kontrolle (und Normalisierung) klandestin übernommen. Für Foucault besteht daher bis heute ein Dualismus zwischen einem Rechtssystem/-diskurs rund um die Souveränität und gleichzeitig ein Raster disziplinarischer Zwänge, die den Zusammenhalt des Gesellschaftskörpers ermöglichten. Die heutige Machtausübung liege somit zwischen dem Recht der Souveränität und der Mechanik der Disziplin (und der Steuerung durch biopolitische Dispositive), die das Subjekt als gefügiges hervorbringen. Foucault deutet darauf hin, dass, um nun eine gute Analyse der Macht vorlegen zu können, die positivistisch ist, man weder einen souveränen Begriff der Macht

44 Vgl. Dreyfuß, Hubert L./Rabinow, Paul: Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik, Frankfurt a.M., 1987, S. 136f.

(souveräne Repression) noch einen eng disziplinarischen Begriff der Macht (disziplinarische Anreizung) haben dürfe.<sup>45</sup>

Foucault sucht folglich nach einem Konzept der Macht, welches nicht die Subjekte und deren Unterdrückung in den Mittelpunkt stellt, sondern am Sockel der Machtverhältnisse nach Praktiken sucht, welche überhaupt die Subjekte konstituieren. Hierzu bringt Foucault nun die Kriegshypothese ins Spiel, welche auf seiner interpretativen Geschichte der Interpretation von Politik und Macht in der Neuzeit basiert: Ab dem 16. Jahrhundert in Frankreich und dem 17. Jahrhundert in England entwickelt sich ein historisch-politischer Diskurs, der sich vom philosophisch-rechtlichen Diskurs abhebt und besagt: Das Politische entsteht nicht *nach* dem Krieg, sondern das geltende Recht und die herrschenden Machtverhältnisse sind direkter Ausfluss von Kriegsentscheidungen. Der Staat ist kein kollektiver Waffenstillstand mit einer ausgleichenden Macht des Souveräns, sondern der Krieg ragt in den Frieden hinein.<sup>46</sup> »Der Krieg ist nichts anderes als die Chiffre des Friedens. [...] Es gibt kein neutrales Subjekt. Man ist zwangsläufig immer jemandes Gegner.«<sup>47</sup> Das Subjekt ist Ausfluss einer kriegerischen Machtstrategie und steht klar auf einer Seite der Trennlinie in der Gesellschaft. Die Suche nach dem permanenten Krieg hat begonnen, als der erste historisch-politische Diskurs des Abendlandes begonnen hat – und das ist das Entscheidende: Als der Militärhistoriker und Veteran Carl von Clausewitz den Satz schrieb, dass der Krieg die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln sei, so hat er dies nur tun können, weil zu diesem Zeitpunkt (Anfang des 19. Jahrhunderts) schon das Gegenteil zutraf: Die Politik wurde als Krieg aufgefasst. Clausewitz drehte sozusagen den Satz um. Mit dem Mittelalter verschwindet der Krieg aus dem Alltag, der Staat monopolisiert den Krieg (*pax et iustitia*) auf sich und schafft Armeen. Trotzdem kommt zeitgleich im 16. und 17. Jahrhundert eine Theorie auf, die eben in allem Alltäglichen, im Politischen den Krieg sucht und findet. Dies ist auch bis heute entscheidend, weil dies für Foucault der erste eigenständige historisch-politische Diskurs des Abendlandes ist. Die Wahrheit, welche zuvor im philosophischen Diskurs den Standard der Universalie hatte, wird nun zur Waffe in einem Kräfteverhältnis – das entspricht einem Angriff auf die befriedete Wahrheit, wie sie seit der griechischen Philosophie existiert. Eine radikale Geschichtlichkeit zieht plötzlich ein, die das »Politische« vom »Universalen« trennt und in Korrespondenz zu Machtbeziehungen und Kriegsabläufen konstituiert wird. Es entsteht der Diskurs des Rassenkriegs.<sup>48</sup> Der historische

45 Vgl. Foucault, Michel: In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France 1975-1976, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1999, S. 37-56.

46 Vgl. ebd., S. 57-67.

47 Ebd., S. 61.

48 Vgl. ebd., S. 58-81.

Diskurs, so Foucault, ist ein echtes Gewebe aus Fleisch, Körpern, Bosheiten, Leidenschaften und vor allem Zufällen. Die Vernunft bzw. die Rationalität, welche die Historiker in der Geschichte zu suchen trachteten, sei eine Schimäre, ein Mischwesen zwischen einer Vernunft und den Grausamkeiten, welche die Vernunft etabliert haben. Die Geschichtlichkeit, die sich in der frühen Moderne herauschält, ist eine radikal physikalisch-geschichtliche, die vom immerwährenden Krieg der Sieger gegen die Besiegten erzählt. Damit meint Foucault nicht Machiavellis oder Hobbes' Kriegszustand, der im Dienst der Krone die Geschichte auffasst, sondern einen rein historisch-politischen Diskurs, der seit dem 16. Jahrhundert verwendet wird, um die königliche Macht zu begrenzen. Im England des 17. Jahrhundert wird dies der Diskurs der Puritaner, Levellers und Diggers sein und in Frankreich der Diskurs der Aristokratie gegen den zunehmenden Absolutismus und Zentralismus von König Ludwig XIV. In beiden Diskursen erschienen plötzlich »Rassen« und deren Geschichte, die in einem permanenten Krieg ständen, in einem Stellungskrieg. »Wir müssen uns gegen die Gesellschaft verteidigen, weil der Staat uns nicht schützt oder der Staat Vertreter der anderen Rasse ist.«<sup>49</sup>

Foucault zeigt auf, in welchem historischen Umfeld ein solches Verständnis von Politik aufkommt und wie es sich zu folgender Aussage morphologisch verändert: »Wir müssen die Gesellschaft gegen alle möglichen biologischen Gefahren dieser anderen Rasse, dieser Unter-Rasse, dieser Gegen-Rasse verteidigen, die wir – wider Willen – immer hervorbringen.«<sup>50</sup> Aus einem neuen revolutionären Geschichtsverständnis der Frühmoderne, in dem ein anti-staatlicher Rassenkampf konstruiert wird, entsteht in der Spätmoderne historisch ein Aufruf zur »Verteidigung der Gesellschaft«, die der auch der Vorlesungsreihe den Namen verleiht. Foucault will die Geschichte erzählen, wie der revolutionäre Rassenkrieg gegen den Staat, gegen die Souveränität zur Grundlage der Gesellschaftstheorie interpretiert wurde und wie die Souveränität sich in dieses Diskursfeld des Rassenkrieges durch eine biologisch-medizinische Theorie der »Verteidigung der Gesellschaft« einschreiben konnte.

»Der raue Gesang der Rassen, die sich jenseits der Lügen der Gesetze und Könige gegenüberstehen, dieser Gesang, der der erste Ausdruck des revolutionären Diskurses war, ist zur administrativen Prosa eines Staates geworden, der sich im Namen eines rein zu erhaltenden gesellschaftlichen Erbes schützt.«<sup>51</sup>

Dieser Staat, der sich vor dem Hintergrund der Herausforderung durch den Rassenkampf entwickelt, das ist der biopolitische Staat. Die Verteidigung der Gesellschaft ist das Leitmotiv einer neuen biopolitischen Souveränität, welche sich ei-

49 Vgl. ebd.

50 Ebd., S. 75.

51 Ebd., S. 97f.

nerseits in den zunehmend disziplinarischen Mikromächten äußert, welche Foucault in *Überwachen und Strafen* schon ausgeführt hat, und sich auf der Makro-Ebene dadurch legitimiert, indem sie sich in das Diskursfeld des historisch-politischen Diskurses einschreibt und ihn umformuliert; weg vom die Souveränität untergrabenden Rassenkrieg hin zur permanenten (medizinischen) Säuberung der Rasse (Singular!) in Verteidigung der Gesellschaft. Diesem zweiten Aspekt wird Michel Foucault in seinen weiteren Arbeiten mit dem Konzept der Biomacht etwas plausibler nachgehen. Foucault deutet auf einen permanenten Kriegszustand hin, der aufgrund einer Interpretation des historisch-politischen Diskurses zwischen Teilen der Gesellschaftskörpers und dem Staat herrscht. Etwas in die Irre führt die Verwendung des Begriffs Rasse in dieser Vorlesung. Damit meint Foucault nämlich nicht etwa die seit dem Mittelalter immer wieder vorkommenden Verfolgungen von Juden, die zunehmend in der Moderne auch eine biologische Komponente erhalten. Foucault fasst vielmehr die Teilung der Gesellschaft aufgrund quasi-biologischer Kategorien, die den historisch-politischen Diskurs prägen und auf der Verteidigung der Mehrheit oder des wertvolleren Teils der moderne Staat gegründet seien. Aufgrund dieser Interpretation der Gesellschaft und des Staates führe dies zu einem ständigen Kampf innerhalb der Gesellschaft, um die Reinigung zu erreichen. An diesen Aspekt wird das Konzept der Biomacht anknüpfen. Die Kriegshypothese selbst dient Foucault als methodologische Brücke zwischen seiner alten und neuen Machttheorie. In seinen späteren Interviews wird er sie auch wiederholt etwas revidieren und sie in sein emanzipatives Programm einholen. Doch alles in allem wird Foucault bis zu seinem frühen Tod nicht davon abrücken, sich der Macht strategisch und militärisch zu nähern – aus methodologischen Erwägungen. In einem Gespräch mit J. P. Barou und M. Perrot schon 1977 sagt Michel Foucault auf den Hinweis, er höre sich zunehmend wie ein Stratege und Militarist an, dass er dies lediglich aus methodologischen und genealogischen Gründen tue:

»Ist das Kräfteverhältnis in der Ordnung der Politik eine Kriegsbeziehung? Ich persönlich fühle mich im Augenblick nicht imstande, darauf definitiv mit Ja oder Nein zu antworten. Nur scheint mir die schlichte und einfache Behauptung eines ›Kampfes‹ nicht als erste und letzte Erklärung für die Analyse von Machtverhältnissen dienen zu können. Dieses Thema des Kampfes wird nur dann operatorisch, wenn man konkret und für jeden einzelnen Fall festlegt, wer im Kampf ist und wegen was, wie dieser Kampf abläuft und an welchem Ort, mit welchen Instrumenten und nach welcher Rationalität. Mit anderen Worten, wenn man die Behauptung, im Herzen der Machtverhältnisse sei der Kampf, ernst nehmen will, muss



man sich vor Augen führen, dass die biedere und alte ›Logik‹ des Widerspruchs nicht genügt, weit gefehlt, die wirklichen Vorgänge zu entwirren.«<sup>52</sup>

Foucault distanziert sich von einem metaphysischen oder dialektischen Bild des Kampfes. Wenn er von Kampf im Herzen der Machtverhältnisse spricht, so rührt das von seiner methodologischen Grundüberzeugung her, sich Gesellschaft, Wissen und Institutionen genealogisch zu nähern und diese Felder der Rationalität als Ausdruck *konkreter*, teils physischer Kämpfe und Auseinandersetzungen zu verstehen. Der Kampf ist nicht das Erste, das metaphysischen Charakter habe und das Menschsein schlechthin ausmache. Sondern Foucaults Blick auf Kultur und Geschichte ist aufgrund historischer Irrwege und Fehlleistungen der Hegel'schen oder Marx'schen Dialektik (des Widerspruchs) wie eben von strukturalistischen Binaritäten oder Hermeneutiken und Phänomenologien des Seins und zieht sich auf den Standpunkt zurück, ein Blick, der in der Genealogie und der strategischen Weltsicht einen Ausweg gefunden haben will. Foucault entzieht sich der Fragen der Finalität genauso wie der Suche nach *letztem* und *wahrem* Sinn in Kultur und Geschichte, sondern zergliedert beides lieber historisch und macht die verschiedenen Willen sichtbar, die sich in ihr bekriegen und bekriegt haben und wie aus diesen Kämpfen ein bestimmter Sinn hegemonial wurde. Anstelle metaphysischer oder sonstiger Finalität rückt die letztliche Grundlosigkeit aller Bedeutung und aller Praxis. Egal, wie sehr man Foucault für diesen strategisch-militärischen Blick auf unsere Gegenwart kritisieren mag, so muss man zur Kenntnis nehmen, dass Foucault dies letztlich im Sinne einer andauernden Kritik der Aufklärung tut. Er sieht in dieser Methode und seinen Machtanalysen den Ausgangspunkt für eine emanzipative Kritik, welche die Fesseln des Denkens durch radikale Infragestellung der Humanwissenschaften und des Humanismus öffnen kann, indem blinde Flecken der Aufklärung offengelegt werden.

### 6.1.4 Zwischenfazit: Das Politische kann nur Kampf sein

Foucaults Verständnis von Kampf und Krieg in Kultur, Gesellschaft und Geschichte versteht man am besten über sein Verständnis der Macht. Jedoch kann man nicht von einer einheitlichen Machttheorie bei Michel Foucault sprechen. Während er den Aspekt der Macht in der Diskursanalyse eher juridisch auffasst und von einem souveränen Machtverständnis ausgeht, ändert sich dies mit *Überwachen und Strafen* stark. Foucault fasste im Rahmen seiner Diskursanalyse Macht als Ausfluss apersonaler »Strukturen«, die er mit der ›episteme‹ zu theoretisieren versuchte. In *Überwachen und Strafen* ändert er seine Perspektive und wendet sich inselartigen

52 Foucault, Michel: Das Auge der Macht, in: Foucault, Michel: Schriften in vier Bänden, Band III (Dits et écrits), hg. von Daniel Defert und Francois Ewald, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001-2005, S. 271.

Disziplinarinstitutionen zu, welche ihre physische Macht über den Körper in Form der Dressur totalisieren. Diese Machtform hat an sich, dass sie nicht nur apersonal ist, sondern sich zugleich keiner souveränen-zentralistischen Logik folgend entwickelt und eher netzartig und kapillar von unten entstanden ist. Die vorliegende Arbeit folgt nun dem Machtverständnis Foucaults ab Mitte der 1970er Jahre, als er sein Denken über die Macht aus verschiedenen Gründen nochmals revidiert und spezifiziert. Kontrastierend zu freudo-marxistischen, ökonomistischen und anarchistischen Machttheorien seiner Zeit nimmt er die Extremposition ein, dass souveräne Verbots- und Repressionsmacht (ob nun offen oder strukturell und versteckt) nur die Spitze des Eisbergs der Macht in unserer spätindustriellen Zeit seien. Ein Großteil der Machtverhältnisse spiele sich unterhalb der Sichtlinie klassischer Machttheorien ab. Um diese Macht über das Leben, dieses Regieren durch Individualisieren erkennen und theoretisieren zu können, müsse man Macht nicht als wesentlich repressiv, sondern als vor allem produktiv verstehen. Foucault würde heute sagen, Macht wirkt nicht vor allem durch die Zensur dessen, was man bei Facebook posten darf, sondern Macht funktioniert durch Normen, wie etwa durch Schönheitsideale. Diese bringen Menschen etwa dazu, nur Fotos auf Facebook zu posten, auf denen sie den Normen entsprechen, Bilder zu bearbeiten oder sich gar auf eine Diät zu setzen, um ihnen zu entsprechen. Foucault liefert einen Machtanalyse-Rahmen, welcher eine ganze Reihe neoliberaler Machtformen überhaupt erst sichtbar macht. Er sagt, dass Macht eher durch Anreize funktioniert als durch Verbote. Dass uns daher der Anreiz ›normal‹ bzw. nicht ›anormal‹ zu sein, in unserem Leben viel mehr bewegt, als lediglich nicht gegen Verbote oder Gesetze zu verstoßen. Macht ist produktiv – und nicht zuletzt das Beispiel der Diät-hungernden Influencerin auf Instagram macht deutlich und klar, dass die Macht sogar durch unsere Körper geht. Macht produziert folglich für Foucault das Objekt, das wir Subjekt nennen, produziert unser Intimstes, unser Bewusstsein, den Vexierspiegel, dessen Bild wir ›Ich‹ nennen. Und ebendiese Macht tritt nicht als eine Verbotsmacht auf, als eine Macht, die stets verneint und daher leicht zu erkennen ist.

Um die Macht jedoch nun als diese die Subjekte, Körper und unser Intimstes *produzierenden* Machtverhältnisse darzustellen, hat Foucault sich ihr strategisch genähert, wie er selbst schreibt. Die Macht ist für ihn strategisch, sie verfolgt strategische Ziele und münzt dies in taktische Manöver um, ist jedoch apersonal. Sie ist überall, nicht im Sinne einer zentralen Macht, die in alle Winkel ausstrahlt und jeden trifft, sondern schlicht und ergreifend, weil sie überall entsteht und wirkt zugleich. Methodologisch muss hinzugefügt werden, hier bewegt sich Foucault in einer Art Zirkelschluss, da er nur deshalb behaupten kann, Macht käme überall her und überall gäbe es Widerstand, wo es Macht gebe, da er nominalistisch entschieden hat, Macht eine komplexe Situation von ubiquitären Kämpfen und Gegenkämpfen zu *nennen*. Macht ist der *Name* für das Ergebnis ständiger lokaler, teils

physischer Kämpfe am Grunde der Gesellschaft. Somit gibt es nicht *die Macht*, sondern nur *temporäre Machtverhältnisse*, die man ändern kann und bei deren Veränderung Foucaults hegemoniales Projekt helfen soll. Diese Herangehensweise an die Macht nennt Foucault das strategische Modell mit dem Ziel, Kultur und Geschichte zu analysieren.

Entscheidend ist dabei nun, dass Foucault dieses Machtmodell historisch abzuleiten versucht. Seine in *In Verteidigung der Gesellschaft* vorgetragene These lautet, dass seit der frühen Moderne das gesellschaftliche Verhältnis als Kampf konstituiert wurde. Die englischen Oppositionellen und die französische Aristokratie im 16. und 17. Jahrhundert brachten den bis heute gültigen historisch-politischen Diskurs auf, indem sie die Gesellschaft als durchzogen von Rassenkriegen darstellten. Ihr strategisches Ziel war es, dem homogenen Bild der Gesellschaft der Souveräne etwas entgegenzusetzen, um einen Vorteil zu erreichen. Seitdem, so Foucault, ist dieser historisch-politische Diskurs des ständigen Rassenkriegs eine Grunderfahrung, eine grammatische Struktur unserer Gesellschaft. Die Macht hat sich in dieser Matrix weiterentwickelt, die Souveränität hat sich gewandelt, hat die Form des Schwertes nur behalten können, indem sie sich der Verteidigung der Gesellschaft gewidmet, ihren Kriessrock abgelegt und den weißen Kittel des Mediziners angezogen hat.

Kurz zusammengefasst: Machtverhältnisse sind Ergebnis von Kämpfen und das Referenzfeld des Politischen – der historisch-politische Diskurs ist ein strategischer Raum der hegemonialen Artikulationen, von Narrativen der Kämpfe und Gegenkämpfe. Foucault, zumindest der Foucault Mitte der 1970er Jahre, konnte das Politische aus theoretischen Erwägungen heraus gar nicht anders denken denn als Kampf. Die alles strukturierende Macht, mit der er sich laut Habermas in unendliche Aporien verwickelt, ist Resultat der Kämpfe am bebenden Sockel der Gesellschaft, und das schon deshalb, weil Foucault keinerlei Stabilisatoren der Gesellschaft (wie etwa den Sinn, den Geist, die Finalität, die Ökonomie etc.) zulässt, weil diese zu einem anti-emanzipativen Objektivismus des Subjektes führen würden. Daher wählt er einen kämpferischen Subjektivismus – um es mit Habermas negativ zu formulieren. Positiv formuliert und eher mit Ernesto Laclau und Chantal Mouffe gesprochen: Foucault öffnet die Sozialtheorie für eine postmoderne Sichtweise, indem er jegliche binäre Struktur der Moderne unterläuft.<sup>53</sup> Macht ist weder Basis noch Unterbau, ist weder objektiv noch (inter-)subjektiv usw., sondern Macht ist immer das, was in einer bestimmten Epoche als Macht artikuliert wird. Die Macht hängt nicht von den binären Kategorien und Begriffen ab, sondern im Gegenteil: Die Begriffe und die Kategorien hängen von einer bestimmten Ökonomie der Macht ab. Die Macht erscheint nicht als eine kontingente Anordnung der

53 Vgl. Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal: Hegemonie und radikale Demokratie – zur Dekonstruktion des Marxismus, Wien: Passagen, 1991.

Dinge, sondern die Dinge erscheinen als Ergebnis einer kontingenten Artikulation der Macht. Dass der Sex besonders repressiv behandelt wird oder sehr *laissez-faire*, ist nicht Ergebnis einer Macht, die sich der sexuellen Zurückhaltung verpflichtet hat oder einer relativ offenen Macht, sondern dass ein bestimmter Gegenstands- und Gedankenbereich überhaupt als Sex erscheint, ist Ergebnis einer viel tieferliegenden grammatischen Struktur. Die Kategorie/die Begriffe ›sexuelle Zurückhaltung oder *laissez-faire*‹ sind der Macht nicht vorgängig, sondern sie sind eben Ausfluss einer Konjunktur der Macht. Foucault unterläuft somit die Struktur der Moderne und – noch einmal mit Laclau und Mouffe gesprochen – ebnet den Weg für ein Verständnis des Politischen als Kampf um die Hegemonie der grammatischen Struktur unserer Gesellschaft. Politik ist der permanente ›Stellungskrieg‹ um die Deutungshoheit der sozialen Identität der Gesellschaft. Wer sind ›wir‹, was wollen ›wir‹ und weshalb ist die Macht das ›Andere‹, das wir besiegen müssen, oder das ›Eigene‹, dem wir folgen sollten? Wahrheit, Rationalität, Universalismus, all das gibt es nur mehr in hegemonial artikulierten Diskursen. Man kann auf sie eingehen, man kann sich auf Augenhöhe mit ihnen auseinandersetzen, um jedoch ernsthaft eine politische Aktion zu tätigen, um auf dem historisch-politischen Feld eine Auswirkung zu ermöglichen, muss man Wahrheit, Rationalität und Universalismus als das entblößen, was sie sind: Schimären einer bestimmten Ökonomie der Macht. Diese Querperforation der Macht ist per definitionem kein Akt der Verständigung auf Basis eines *Common Sense*, sondern ein strategischer Akt, ein Akt des Kampfes, und zwar ein Akt der quasi chemischen Analyse: Das Sichtbarmachen der Kräfteverhältnisse des *Gegners*. Das Politische ist Kampf.

## 6.2 Krieg statt Verständigung II – Ernst Jünger

»Im Krieg offenbarte die imperialistische Moderne, die zur totalen Mobilmachung ihrer Kräfte und zum Brechen aller Widerstände entschlossen war, welche Ansprüche sie an den Menschen stellte; insofern war der Krieg für Jünger die Schule der Moderne, und die Erfahrungen des Krieges dienten ihm immer wieder als Schlüssel für die Interpretation der Epoche.«<sup>54</sup>

Der Krieg ist Dreh- und Angelpunkt Ernst Jüngers politischer Publizistik in der Weimarer Republik. Und wenn von Krieg die Rede ist, dann ist für den Kriegsveteran Jünger vordergründig der Erste Weltkrieg gemeint. Jüngers Ausgangsfrage ist, was eine in weiten Teilen liberale Führungsklasse weltweit in einen solchen mechanisch-maschinellen Vernichtungswahn treiben hat können, zu dem der Weltkrieg nach den ersten wenigen Monaten zweifelsohne geworden war. Was führte darüber

---

54 Kiesel, Helmuth: Ernst Jünger, Die Biographie, München: Siedler 2007, S. 260.

hinaus eine ganze, im goldenen Zeitalter der Sekurität aufgewachsene Generation dazu, die bis dato größte Menschheitskatastrophe anzuzetteln? Wie konnten die – spätestens seit dem Sieg des industriellen Englands über das militaristische Frankreich Napoleons 1814 – vordergründig auf Frieden und globalen Wirtschaftskapitalismus ausgelegten Strukturen zu einer solchen Eruption elementarer Kräfte führen? Das sind die Fragen, die er im Buch *Der Kampf als inneres Erlebnis* und später in seinem Aufsatz *Die totale Mobilmachung* in essayhafter Form und mit dem Talent eines Dichters nachgeht. Er hat jeweils verschiedene zeitdiagnostische Herangehensweisen, um den Krieg erklären zu können und um Aufschluss darüber zu gewinnen, was in dieser Zeit der großen Hungers- und Identitätskrise in der Weimarer Republik nun zu tun sei. Endpunkt seiner politischen Publizistik und Jüngers wohl wichtigstes politisches Werk ist der Großessay *Der Arbeiter*. Hierbei handelt es sich um den Versuch einer Einordnung des Krieges, der technologischen Entwicklung, politischer Diskurse seiner Zeit und gleichzeitig ist es der dringende Handlungsauftrag, einen totalitären Staat zu gründen. Der Arbeiter stellt aber keineswegs eine schlichte Zusammenfassung seiner Schriften der späten 1920er Jahre dar, sondern ist eher eine glättende, paradigmatische und visionäre Fokussierung seines Wirkens. Zudem stellt der Essay in zentralen Punkten eine Relativierung Jüngers Nationalismus der späten 1920er Jahre dar und führt auf eine Ebene, die er selbst als *planetarisch* bezeichnet. Doch um sich der Kategorie des Krieges in Jüngers Denken zwischen 1920 und 1933 klar zu werden, braucht es zuallererst eine Lektüre seines größten Werkes über den Krieg: *In Stahlgewittern*. Um seine politischen, anthropologischen und philosophischen Einlassungen, die den Krieg beinhalten, zu verstehen, sollte das Kapitel mit einer Analyse von *In Stahlgewittern* beginnen.

## 6.2.1 *In Stahlgewittern* – zwischen Heldenepos und dem Abgrund der Moderne

*In Stahlgewittern* ist Ernst Jüngers literarische Zusammenfassung seiner Kriegstagebücher aus dem Ersten Weltkrieg. Jünger, der sich in der allgemeinen Kriegseuphorie 1914 als Neunzehnjähriger freiwillig für den Krieg meldete, führte in vier Kriegsjahren ausführlich Tagebuch. Dieses umfasst die Zeit zwischen seinem ersten Einsatz im Dezember 1914 bis zu seiner siebten Verwundung, die für ihn das Ende des Krieges im August 1918 bedeutete. Jünger diente dem hannoverschen/preußischen Füsilier-Regiment Nr. 73, einer Infanterie-Einheit. Nach der Grundausbildung in Hannover kam Jünger ab Dezember 1914 an der Westfront zum Einsatz. Im Verlaufe des Krieges wird er in vielen verschiedenen Regionen zwischen dem belgischen Flandern über Langemarck im Norden bis hin zu Reims und Verdun im Süden seinen Dienst leisten. Immer wieder unterbrochen wird sein Aufenthalt durch kurze Heimaturlaube, Lazarett-Aufenthalte und Lehrgänge.

Recht früh, schon 1915 wird Jünger zum Leutnant befördert und somit Offizier. Er übernimmt in der Folge verschiedene Funktionen, unter anderem die eines Stoßtruppführers. Für besonderen Wagemut, seine Fähigkeiten als Truppenführer, seine überdurchschnittliche Einsatzbereitschaft und gleichzeitige Vorsicht im Gefecht wird Jünger mehrfach mit hohen militärischen Auszeichnungen geehrt. Sein Buch *In Stahlgewittern* beendet Jünger mit dem Wortlaut eines Telegramms von der Generalität, in welchem ihm noch im September 1918 der höchste kaiserlich-preußische Orden verliehen wird: »Seine Majestät der Kaiser hat Ihnen den Orden Pour le mérite verliehen. Ich beglückwünsche Sie im Namen der ganzen Division.«<sup>55</sup>

Jünger kam Ende 1914 in einen Krieg an der Westfront, der sich schon vom Invasions- und Bewegungskrieg zu einem Graben- und Stellungskrieg entwickelt hatte. Nur wenige Militärexperten hatten damit gerechnet, dass dieser Krieg im Gegensatz bspw. noch zum Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 zu einem über vierjährigen Ringen mit zehn Millionen Toten werden sollte. Nach den ersten erfolgreichen Schritten des sogenannten Schlieffen-Plans, der überraschenden Stürmung Nordfrankreichs bei Missachtung der Neutralität Belgiens und der Abwehr französischer Streitkräfte an der deutsch-französischen Grenze, geriet die deutsche Offensive ins Stocken. Nur durch größte Kraftanstrengungen der französischen Armee und selbstmörderischen Abwehroffensiven konnte das erfolgreiche Vorgehen der damals modernsten Armee der Welt gestoppt werden. Und weil – zur deutschen Überraschung – Großbritannien dem Deutschen Reich wegen der Verletzung Belgiens Neutralität den Krieg erklärte und noch 1914 mit fünfundsiebzigtausend Mann in Belgien und Nordfrankreich die deutsche Offensive gemeinsam mit belgischen Einheiten stark verlangsamte. Mit dem Verlust der Schlacht an der Marne im September 1914 scheiterte der Schlieffen-Plan des Deutschen Heeres und die deutsche Armee musste nur vierzig Kilometer von Paris entfernt den Rückzug antreten. Darauf folgte ein zweiter, äußerst mobiler und in vielen Regionen geführter Versuch, die nördliche Flanke der Alliierten zu umgehen, um die Gegner vernichtend zu schlagen. Unter Einsatz von Millionen Menschenleben und einer bis dato ungekannten Materialschlacht konnten die Alliierten auch diese Offensive des deutschen Heeres beenden. Mit dem gescheiterten letzten Versuch eines Durchbruchs bei Ypern endete Ende September 1914 der Bewegungskrieg. Schon diese wenige Monate andauernde Phase des Krieges war militärhistorisch mit nichts vorher Dagewesenem zu vergleichen. Alleine Frankreich hatte über eine Million verwundete oder tote Soldaten zu verzeichnen. Und auch das Deutsche Reich musste mit unglaublichen Verlusten sowie einem völligen strategischen Scheitern zuran-

---

55 Jünger, Ernst: *In Stahlgewittern*, Stuttgart: Klett-Cotta 2014, S. 296.

de kommen.<sup>56</sup> Jünger kam im Dezember 1914 in einen Grabenkrieg, bei dem die deutsche Seite schnell verstand, dass sich hier nun um einen langwierigen Stellungskrieg entwickeln würde. Dieser bestand in der äußerst aufwendigen Anlage von Feldbefestigungs- und Grabenanlagen sowie unterirdischen Bunkern und Tunnelsystemen. Jünger beschreibt eindrücklich das Leben an der Front in einem solchen Stellungskrieg. Eine ganze Generation an jungen Menschen, die aus bürgerlicher Langeweile und trotz pazifistischer Mahnungen vieler Zeitgenossen aus Abenteuerlust freiwillig in den Krieg zogen, wurden plötzlich mit der Realität des Grabenkrieges konfrontiert. Hierzu notiert Jünger gleich am Anfang seines Buches:

»Nach kurzem Aufenthalt beim Regiment hatten wir gründlich die Illusionen verloren, mit denen wir ausgezogen waren. Statt der erhofften Gefahren hatten wir Schmutz, Arbeit und schlaflose Nächte vorgefunden, deren Bezwingung ein uns wenig liegendes Heldentum erforderte. Schlimmer noch war die Langeweile, die für den Soldaten entnervender als die Nähe des Todes ist.«<sup>57</sup>

Jünger beschreibt den großen Widerspruch zwischen den heroischen Erwartungen des Krieges und der Realität der modernen Grabenkampfführung. Ihr Modus ist nicht der heroische Zweikampf auf Leben und Tod mit offenem Visier, sondern dieser Krieg trägt einen Arbeitscharakter und das Heldentum besteht darin, sich in der Maschinerie des Tötens als Arbeiter zu bewegen, dem stets eine anonyme, unsichtbare Gefahr des plötzlichen Todes durch Granateinschlag oder Kopfschuss am Grabenstand droht. Jüngers Zusammenfassung seiner Kriegserfahrungen ist in weiten Teilen von außergewöhnlicher Klarheit und Sachlichkeit, die teilweise eine gewisse Kälte nahelegt. Jünger beschreibt diese große Menschheitskatastrophe mit einer phasenweise überraschend stoischen Gelassenheit eines unbeteiligten Analysten. Diese Sachlichkeit macht das Bedrückende seiner Erzählungen aus. Er stellt den Arbeitscharakter und die Schicksalhaftigkeit des Grabenkampfes dar. Es stirbt nicht unbedingt derjenige, der unvorsichtig oder ein schlechter Soldat war, sondern es reicht, einfach nur zum falschen Zeitpunkt drei Meter weiter links statt rechts zu stehen. Die Gräueltaten des Anblicks von Artilleriegranaten Zerfetzter und die Schreie von Menschen, die ihre Eingeweide in den Händen halten und um Euthanasie betteln, erhalten ihre Wucht in Jüngers Buch in erster Linie nicht durch mitleidvolle Beschreibungen und das Hineinversetzen in die Leidenden, sondern vielmehr durch die fatalistische Beschreibung der Wahlllosigkeit und scheinbare Sinnlosigkeit für den Einzelnen. Das Quälende in seinem Buch ist die Unsichtbarkeit des Feindes. Jünger nimmt auch während des Stellungskrieges unzählige Male an kleineren Stoßangriffen oder Patrouillen teil, die zu Feindkontakt führen.

56 Vgl. Strachan, Hew: Der erste Weltkrieg. Eine neue illustrierte Geschichte, München: Goldmann 2014.

57 Jünger, Ernst: In Stahlgewittern, Stuttgart: Klett-Cotta 2014, S. 15.



Doch die Momente, in denen er tatsächlich Franzosen, Briten, Inder oder Neuseeländer zu Gesicht bekommt, sind überaus selten. Das große Sterben, die ständige Bedrohung, mit der man umzugehen lernt, geht von den Artilleriegeschützen in Kilometern Entfernung und von Heckenschützen aus. Nach den unglaublichen Aufregungen der ersten Schlacht, an der Jünger Mitte 1915 teilnimmt, hält er zwei Dinge fest, die meines Erachtens für die gesamte Kriegszeit basale Erkenntnisse sind. Erstens: Der Feindkontakt ist in der Regel kein heroisierter Zweikampf zwischen Menschen, sondern eher ein anonymer und äußerst mittelbarer Kampf. Und zweitens: Es zeigt sich eine Kaltblütigkeit der Krieger, die in einer »elementaren« Zone höchst effizient und beeindruckend rational arbeiten und eine eigenartige Ordnung hervorbringen.

»Die Schlacht von Les Eparges war meine erste. Sie war ganz anders, als ich gedacht. Ich hatte an einer großen Kampfhandlung teilgenommen, ohne einen Gegner zu Gesicht bekommen zu haben.«<sup>58</sup>

»Beim Anblick eines Generalarztes, der inmitten des blutigen Trubels den Dienstbetrieb prüfte, hatte ich wieder jenen schwer zu beschreibenden Eindruck, den man empfängt, wenn man den Menschen, von den Schrecknissen und Erregungen der elementaren Zone umgeben, mit ameisenhafter Kaltblütigkeit am Ausbau seiner Ordnung beschäftigt sieht.«<sup>59</sup>

Der tägliche Stellungskampf ist eine seltsame Mischung aus bürgerlicher Normalität, enorm gesteigerter körperlicher Schanzarbeit und der überall fatal lauernden Gefahr der Geschütze, die dem Einzelnen beinahe als *Naturgewalt* entgegentritt. Ernst Jüngers *In Stahlgewittern* wurde freilich auch sehr häufig kritisiert, da er im Rückblick den Krieg heroisiert und die menschliche Verantwortung für das Massenschlachten hinter allzu häufigen Naturmetaphern verdeckt habe. Schon der Titel des Buches beinhaltet ja eine Naturmetapher, oder wenn er nach einem schlimmen Beschuss trocken konstatiert: »Endlich war das Unwetter vorüber [...]«. <sup>60</sup> Auch wenn er schreibt: »Zum ersten Mal sah ich hier ein Feuer, das nur mit einem Naturschauspiel zu vergleichen war.«<sup>61</sup> Einerseits – so haben die Kritiker völlig recht – verwischen sich in diesen allzu starken Verharmlosungen die Spuren der menschlichen Verantwortung. Doch an mehreren Stellen, unter anderem beim letzteren Zitat, scheint auch Ernst Jüngers metaphysische Vorstellung des *Elementaren* durch. Hier wird etwas sichtbar, das er in seinem Großessay *Der Arbeiter* noch weiter ausführen wird: eine beinahe vulkanische Kraft des Lebens, die seiner Meinung nach die Notwendigkeit von Kriegen ausmacht und unter der scheinbar friedlichen

58 Ebd., S. 35.

59 Ebd., S. 34.

60 Ebd., S. 64.

61 Ebd., S. 81.



Oberfläche des liberalen Staates schlummert. Zurück zur Kritik: Jünger verbleibt *In Stahlgewittern* auch meist im militärischen Denken, den menschenfeindlichen Kosten-Nutzen-Kalkülen, bei denen Menschenleben gegen strategische Ziele abgewogen werden. Beispielhaft dafür steht das Töten eines englischen Soldaten im Kapitel *Somme-Rückzug*. Jünger erschießt als Heckenschütze aus weiter Entfernung einen Engländer nicht, weil von diesem eine militärische Gefährdung ausging, sondern einfach aus einer in diesem Krieg entstandenen Logik zur unbedingten physischen Vernichtung des Gegners um jeden Preis. Aus heutiger Sicht erscheint diese nüchterne Beschreibung des Vorganges als unmenschlich und bestialisch.<sup>62</sup> Helmuth Kiesel macht zurecht darauf aufmerksam, dass »die internationale Kriegsliteratur [zeige], dass dergleichen zur ganz »normalen« Brutalität jener Zeit gehörte«. <sup>63</sup>

Jünger distanziert sich hiervon dezidiert nicht. Sein Buch ist und bleibt ein *Heldenepos*, das von einer großen bestandenen Bewährungsprobe für ihn erzählt, das

»die Strapazen schildert, die er durchgestanden hat; seinen Mut, seine kämpferischen Leistungen und seine Führungsfähigkeit herausstreicht; die Gegner nennt, die ihm zum Opfer gefallen sind; am Ende seine Verwundungen aufzählt und nicht vergisst, darauf hinzuweisen, dass elf von vierzehn Geschossen, die ihn trafen, auf ihn »persönlich gezielt waren«.«<sup>64</sup>

Daher spart Jünger auch das massenhafte Leid in den Lazaretten, das er sehr genau kannte (wie sich in seinen Kriegstagebüchern zeigt)<sup>65</sup>, bis auf einige erschütternde Passagen weitgehend aus.

Trotzdem, so hat es der Kriegsgegner Erich Maria Remarque einmal angemerkt, sei *In Stahlgewittern* von seinen Auswirkungen her pazifistischer als die besten Antikriegsbücher. Auch der SPD-Reichstagsabgeordnete Paul Levi stimmte hiermit überein und meinte, dass wohl niemand dem Pazifismus einen größeren Dienst erwiesen habe als Ernst Jünger, der dem Krieg gegenüber positiv eingestellt war, doch dessen haargenauen, detailgetreuen Schilderungen den Leser einfach nur tiefgehend erschrecken müssen.<sup>66</sup> Remarque veröffentlicht Mitte der 1930er Jahre eine Rezension zu den *Stahlgewittern*, worin er sehr lobend die Sachlichkeit und die Präzision Jüngers Werk lobt. Remarque meint, die *Stahlgewitter* seien

62 Vgl. ebd., S. 130.

63 Kiesel, Helmuth: *Stahlgewitter*. Ernst Jünger und der Erste Weltkrieg, online: <http://literaturkritik.de/id/18872>.

64 Ebd.

65 Vgl. Jünger, Ernst: *Kriegstagebuch 1914-1918*, Stuttgart: Klett-Cotta 2014

66 Zitiert nach: Kiesel, Helmuth: Adnoten zu »*In Stahlgewittern*«, in: Jünger, Ernst: *In Stahlgewittern*, Stuttgart: Klett-Cotta 2014, S. 297-301.

»Die beiden Bücher Jüngers [In *Stahlgewittern*« und »Das Wäldchen 125«, Anm. N. A.] von einer wohlthuenden Sachlichkeit, präzise, ernst, stark und gewaltig, sich immer weiter steigend, bis ihnen wirklich das harte Antlitz des Krieges, das Grauen der Materialschlacht und die ungeheure, alles überwindende Kraft der Vitalität und des Herzens Ausdruck gewinnen. Den Ablauf der Geschehnisse zeichnen die »Stahlgewitter« mit der ganzen Macht der Frontjahre am stärksten, ohne jedes Pathos geben sie das verbissene Heldentum des Soldaten wieder, aufgezeichnet von einem Menschen, der wie ein Seismograph alle Schwingungen der Schlacht auffängt. [...] Jünger, einer der wenigen jungen Infanterieoffiziere mit dem *Pour le mérite*, ist wie kaum ein anderer berechtigt, über die Schlacht und den Krieg auszusagen. Er tut es schlicht, einfach und dadurch mit großer Wucht.«<sup>67</sup>

Jüngers Werk ist auch nicht durchgehend ein Heldenepos. Jüngers grundsätzliche Einstellung zum Krieg ist bejahend. Er sah in ihm ein Stahlbad, er sprach ihm universelle produktive Kräfte zu. Diese Haltung steigerte sich bis in die Anfänge der 1930er Jahre (spätestens mit *Krieg und Krieger*), bis er in *Auf den Marmor-Klippen* 1939 auch kritische Klänge über die unnötigen Destruktivkräfte des Krieges anschlägt. In seinen regelmäßigen Überarbeitungen der *Stahlgewitter* trug er diesen Änderungen seiner Einschätzungen auch Rechnung. Während eher kritische Passagen 1934 herausfielen, so kommen nach 1945 Änderungen hinzu, die der umstandslosen Heroisierung und der Bejahung des Krieges den Boden entziehen. Die kritische Gesamtausgabe von 2013 zeigt diese Entwicklungen sehr gut auf. Sie zeigt jedoch auch, dass Jünger bis zum Schluss (die letzte Überarbeitung fand 1978 statt) die Grundkonzeption und seine Überzeugungen als junger Mensch, als er in diesen Krieg gezogen ist, nicht streicht, sondern im Grunde so stehen lässt.<sup>68</sup> Schon die erste Ausgabe der *Stahlgewitter* oszilliert zwischen dem Heldenepos und der traurigen Beschreibung unvorstellbarer Destruktivkräfte, die sich hier am Ende des langen 19. Jahrhunderts ihren Weg bahnten. Jüngers Buch ist vor dem Hintergrund der Analyse einer militaristischen Helden-Rhetorik vergangener Zeiten äußerst interessant, einer Logik des politischen Denkens, die Krieg als legitim und sogar fruchtbar erachtet und sich weniger um die Frage drehte, wie Kriege zu vermeiden, als vielmehr, wie sie zu gewinnen seien. Jünger hat als junger Mensch diese Überzeugung und radikalisiert sie in den 1930er Jahren noch weiter. Historisch und auch durchaus philologisch interessant ist die zunehmende Überschattung dieses politisch-militärischen Paradigmas durch die unermesslichen Destruktivkräfte des Ersten Weltkriegs, der zunehmend zu Ambivalenzen führt. Jüngers *In Stahlgewittern* weist auf genau diese Oszillation zwischen der Heroisierung des Frontkamp-

67 Remarque, Erich Maria: Fünf Kriegstagebücher, Rezension, in: *Sport im Bild*, Jahrgang 34, 1928, Nr. 12, S. 895f.

68 Vgl. Kiesel, Helmuth (Hg.): Ernst Jünger, *In Stahlgewittern*, historisch-kritische Ausgabe, Stuttgart: Klett-Cotta 2013.

fes und der totalen Sinnlosigkeit und unmenschlichen Destruktionskraft des Krieges. Einerseits schwärmt er beim Anblick des ersten Frontsoldaten in Stahlhelm über einen neuen *Typus* von Menschen, der dadurch, dass er nur wenige Tage dem elementaren Feuer ausgeliefert war, sich schon »auf eine unaussprechliche Weise von uns zu unterscheiden« schien.<sup>69</sup> »Das vom stählernen Helmrund umrahmte unbewegliche Gesicht und die eintönige, vom Lärm der Front begleitete Stimme machten einen gespenstischen Eindruck auf uns. [...] Nichts war in dieser Stimme zurückgeblieben als ein großer Gleichmut; sie war vom Feuer ausgeglüht. Mit solchen Männern kann man kämpfen.«<sup>70</sup> Diese 1934 aufgenommene Passage enthält einen klaren Querverweis zu Jüngers *Der Arbeiter* und seinen technologisch-planetarisch-metaphysischen Erwägungen.<sup>71</sup>

Oder noch weitergehender: »In diesen Männern war ein Element lebendig, das die Wüstheit des Krieges unterstrich und doch vergeistigte, die sachliche Freude an der Gefahr, der ritterliche Drang zum Bestehen eines Kampfes. Im Laufe von vier Jahren schmolz das Feuer ein immer reineres, ein immer kühneres Krieger-tum heraus.«<sup>72</sup> Klar handelt es sich hier um ein erstes Aufblitzen der Heroisierung des *Kriegsarbeiters*, der im Stahlbad reifte, auf den er in seinen programmatischen Schriften *Krieg und Krieger* sowie *Der Arbeiter* wieder zurückkommen wird. Doch andererseits – hierin liegt meines Erachtens die Stärke Jüngers – beschreibt er in knappen und präzisen Worten etwas sehr Wichtiges: Der moderne Krieg verändert den Menschen. Der Krieg – als organisierte, arbeitsteilige Entfesselung der Gewalt des Menschen – stumpft ab, glüht aus, macht gleichgültig, oder wie er an anderer Stelle schreibt, macht der Krieg auch fatalistisch. Zu dieser fatalistischen Gleichgültigkeit gesellt sich auch noch die in der Schlacht sich entwickelnde Rase-rei. Es ist das zyklische Ausbrechen des elementaren Erlebnisses in entscheidenden Momenten der Schlacht. Jünger beschreibt diese Erlebnisse als luzide Phasen, in denen er teilweise das Bewusstsein verlor und er einfach nur noch handelte und aus dem Körper zu fahren schien.

»Im Vorgehen erfaßte uns ein berserkerhafter Grimm. Der übermächtige Wunsch zu töten beflügelte meine Schritte. Die Wut entpreßte mir bittere Tränen. Der ungeheure Vernichtungswille, der über der Walstatt lastete, verdichtete sich in den Gehirnen und tauchte sie in rote Nebel ein. Wir riefen uns schluchzend und stammelnd abgerissene Sätze zu, und ein unbeteiligter Zuschauer hätte vielleicht glauben können, daß wir von einem Übermaß an Glück ergriffen seien.«<sup>73</sup>

69 Jünger, Ernst: In *Stahlgewittern*, Stuttgart: Klett-Cotta 2014, S. 95.

70 Ebd.

71 Vgl. hierzu: Kiesel, Helmuth (Hg.): Ernst Jünger, In *Stahlgewittern*, historisch-kritische Ausgabe, Stuttgart: Klett-Cotta 2013, S. 206–209.

72 Jünger, Ernst: In *Stahlgewittern*, Stuttgart: Klett-Cotta 2014, S. 145.

73 Ebd., S. 238.

Das sind Worte, die eins zu eins anschlussfähig sind zu Wolfgang Sofskys *Traktat über die Gewalt*, welches Gewalt als ein der menschlichen Kultur inhärentes Etwas darstellt, dessen zyklische Bewegung, dessen gleichmäßige Auswüchse den Verdacht einer anthropologischen Konstante in bestimmten Ausnahmesituationen nahelegt.<sup>74</sup> Transparent und klar beschreibt Jünger Kriegsverbrechen und monströse Unmenschlichkeiten, die seine Kameraden und er in diesem Ekstase ähnlichen, zeitlosen Zustand begangen haben. Generell sucht er hierfür keine Entschuldigung – er bleibt bei der heldenhaften Darstellung seiner großen Taten. Doch sehr offen schreibt Jünger in einigen Randbemerkungen, dass einiges, was er gesehen und getan hat, ihn auch nachhaltig belastet.<sup>75</sup> Beinahe einem Eingeständnis der individuellen Schuld nahe, schreibt er gegen Ende der *Stahlgewitter*: »Der Staat, der uns die Verantwortung abnimmt, kann uns nicht von der Trauer befreien; wir müssen sie austragen. Sie reicht tief in die Träume hinab.«<sup>76</sup> Diesen Absatz fügt Jünger 1961 ein. Es ist eine bemerkenswerte Ergänzung. Jünger beschäftigt sich – in sieben teilweise erheblich differierenden Versionen wurde das Buch seit 1920 publiziert – sein ganzes Leben mit diesem Buch. Und es lässt sich festhalten, dass von Beginn an – seit 1920 – Jüngers Beschreibungen über den Einfluss des Krieges auf den Menschen nicht nur heroisierend undifferenziert, sondern durchaus von einer eindrücklichen Ambivalenz durchzogen sind. Einerseits akzeptiert Jünger beinahe ungebrochen den Militarismus und Heroismus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg und bleibt in seinem Buch selbst beinahe durchgehend auf der Ebene der militärischen Logik. Er lobt als überzeugter Militarist den stählenden Einfluss des Krieges auf seine Generation. Doch gleichzeitig beschreibt er eindrücklich das offensichtlich sinnlose Leid der Frontsoldaten auf beiden Seiten des Krieges, den Wahnsinn des Lebens im Grabenkampf, die Aporien des Heldentums im totalen Arbeitskrieg. Der Widerspruch, auf den Walter Benjamin später in seiner Rezension des kriegsverherrlichenden Sammelbandes *Krieg und Krieger* aufmerksam machen wird, ist auch hier deutlich zu spüren: Jünger beschreibt lobend den Krieg als Stahlbad, als inneres Erlebnis, welches das Bewusstsein schärfe und im Überlebenskampf die innere Resilienz und Stärke des Menschen als Tugenden hervorbringe einerseits. Andererseits – und das führt Jünger auch immer wieder aus – ist das Heldentum des Stahlbades kein sozialdarwinistischer, leistungsorientierter Selektionsprozess, in dem der Stärkste oder Heldenhafteste überlebt, sondern in der Artilleriehölle sterben die Mutigsten genauso wie die Feigsten. Es gibt keinen darwinistischen Selektionsprozess, sondern das Massensterben ist ein fatalistisch-

74 Vgl. Sofsky, Wolfgang: *Traktat über die Gewalt*, Frankfurt a.M.: Fischer 2005.

75 Ein offeneres Bild geben die Kriegstagebücher, wo er auch über Nervenzusammenbrüche und große Verzweiflung schreibt. Vgl.: Jünger, Ernst: *Kriegstagebuch 1914-1918*, Stuttgart: Klett-Cotta 2014.

76 Jünger, Ernst: *In Stahlgewittern*, Stuttgart: Klett-Cotta 2014, S. 249.

arbiträres, das wahllose Abschlachten durch eine entfesselte Tötungsmaschinerie. Walter Benjamin wird darauf am Beispiel des Gaskrieges zurückkommen. Die Paradoxie in Ernst Jüngers späterer Argumentation und Verfechtung eines *heroischen Realismus* mit einer im Krieg stahlgebadeten Elite wird Walter Benjamin am Beispiel ebenjenes Gaskrieges aufzeigen.

»Die Verfasser [von *Krieg und Krieger*, Anm. N. A.] haben sich an keiner Stelle gesagt, daß die Materialschlacht, in der einige von ihnen die höchste Offenbarung des Daseins erblicken, die kümmerlichen Embleme des Heroismus, die hier und dort den Weltkrieg überdauerten, außer Kurs setzt. Der Gaskampf, für den die Mitarbeiter dieses Buches auffallend wenig Interesse haben, verspricht dem Zukunftskrieg ein Gesicht zu geben, das die soldatischen Kategorien endgültig zugunsten der sportlichen verabschiedet, den Aktionen alles Militärische nimmt und sie sämtlich unter das Gesicht des Rekords stellt. Denn seine schärfste strategische Eigenart besteht darin, bloßer und radikalster Angriffskrieg zu sein. Gegen Gasangriffe aus der Luft gibt es bekanntlich keine zulängliche Gegenwehr.«<sup>77</sup>

Jüngers Buch ist grundsätzlich ein Heldenbericht, von dem er sich auch zeitlebens nicht distanzieren wird, wie Helmuth Kiesel, der Herausgeber der kritischen Ausgabe der *Stahlgewitter*, aufzeigt. Doch das Interessante ist, dass es in seinen früh nach dem Ersten Weltkrieg verfassten *Stahlgewittern* ebenjenes Oszillieren gibt, jene Heroisierung einerseits und die Scham für das Getane andererseits. Jünger kann diesen Heldenbericht nur deshalb schreiben, weil er – wie übrigens inzwischen viele Stimmen der modernen Geschichtswissenschaft auch – nicht dem Deutschen Reich alleine die Kriegsschuld auflädt. Die Zeichen der Zeit standen auf Krieg, die Strukturen der Gesellschaften waren es, die zum Krieg führten, wie Max Weber einst in seinem Vortrag *Politik als Beruf* anbrachte. Zum Thema der Ethik führte Weber aus, dass ein Problem sei, dass Menschen rechthaberisch seien und stets Legitimierungen anbringen, anstatt die Sachen so zu sehen, wie sie seien. Hinsichtlich des Krieges und der Kriegsschuldfrage, die zeitgeschichtlich sehr aktuell war, fügt er recht trocken an:

»Statt nach alter Weiber Art nach einem Kriege nach dem ›Schuldigen‹ zu suchen, – wo doch die Struktur der Gesellschaft den Krieg erzeugte –, wird jede männliche und herbe Haltung dem Feinde sagen: ›Wir verloren den Krieg – ihr habt ihn gewonnen. Das ist nun erledigt: nun laßt uns darüber reden, welche Konsequenzen zu ziehen sind entsprechend den *sachlichen* Interessen, die im Spiel waren [...]‹.«<sup>78</sup>

77 Benjamin, Walter: Theorien des deutschen Faschismus, in: Ders.: Gesammelte Schriften, Band III: Kritiken und Rezensionen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1972, S. 239f.

78 Weber, Max: Editionen Philosophie. Wissenschaft als Beruf, Politik als Beruf, Stuttgart, 1995, S. 64.

Auch wenn Weber nicht genauer ausführt, welche Struktur er meint, so liegt doch nahe, dass er das System der »unentrinnbaren Bürokratisierung«, die zunehmende Versachlichung der menschlichen Zusammenhänge und die zunehmende Einspannung des Menschen in die große Turbine der Moderne meint, die an den imperialistischen Grenzflächen zu einem solchen Flächenbrand führen mussten. Diese Struktur, der Imperialismus dieser Zeit gepaart mit einer seltsamen Paranoia der politischen Führungen auf dem Kontinent und einer Sehnsucht des Ausbrechen-Wollens aus den engen disziplinarischen Strukturen der modernisierten Gesellschaften bei einer ganzen geburtenstarken Generation werden vielfach als objektive Gründe für diesen Krieg erachtet. Jünger schreibt sein Buch zudem zu einer Zeit, in der Krieg in weiten Teilen noch als eine legitime Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln erachtet wurde. Jünger erzählt im Grunde dieses Heldenepos eines Hannoveraner Schülers, der keine Lust mehr auf das stupide Pauken des Gymnasiums hat, sich freiwillig zum Abenteuer meldet (übrigens schon das zweite Mal nach seiner freiwilligen Meldung zur französischen Fremdenlegion 1913 und einem kurzen Aufenthalt in Afrika, welcher in einer großen Enttäuschung endete). Jünger zieht folglich nicht so sehr aus nationaler Überzeugung in diesen Krieg, sondern wegen des Abenteuers:

»Wir hatten Hörsäle, Schulbänke und Werktsche verlassen und waren in den kurzen Ausbildungswochen zu einem großen, begeisterten Körper zusammengeschmolzen. Aufgewachsen in einem Zeitalter der Sicherheit, fühlten wir alle die Sehnsucht nach dem Ungewöhnlichen, nach der großen Gefahr. Da hatte uns der Krieg gepackt wie ein Rausch.«<sup>79</sup>

Und diese große Gefahr findet er auch in den Stahlgewittern der Marne-Schlacht, in den Streifzügen durch das Niemandsland zwischen den Linien und den adrenalinträchtigen Patrouillen in den Nächten. Doch trotz dieses durchhaltenden Topos des Heldenepos bleiben seine *Stahlgewitter* ambivalent. War dieses Abenteuer das Sterben von zehn Millionen Menschen wirklich wert? Ist das zum reinen hocharbeitsteiligen und anonymen Arbeitsakt verkommene maschinelle Abschachten wirklich etwas Heldenhaftes oder unterstreicht es nicht vielmehr ein fatales »ökonomisches Denken unserer Epoche«<sup>80</sup>, das eben – und hier wären wir bei der *Lebensmacht* – sich des Lebens millionenfach ermächtigt und jederzeit auch in eine *Todesmacht* umkippen kann? Sind Heldenhaftigkeit und Kühnheit nicht nur noch abstrakte Begriffe in dem Moment, in dem man seine mutigen Kameraden mit abgeknickten Beinen im Granattrichter dem Sterben überlassen muss, weil man

79 Jünger, Ernst: In *Stahlgewittern*, Stuttgart: Klett-Cotta 2014, S. 7.

80 Ebd., S. 132 (diese Passage fügt Jünger in seiner Überarbeitung nach dem Zweiten Weltkrieg 1961 ein).

nicht anders kann? Sollte man sich nicht schämen für das niederträchtige Gemetzel an Verwundeten und Gefangenen und das unethische Morden aus unmittelbarem Vernichtungswillen? Jünger ändert seine Einschätzung zu dieser Frage immer wieder. Daher hat er seine *Stahlgewitter* mehrfach entscheidenden Überarbeitungen unterzogen. In Hinsicht dieser ethischen Fragen erscheint eine Stelle sehr wichtig. Nach dem endgültigen Erlahmen der Somme-Offensive gab der deutsche Generalstab den Befehl zur koordinierten Rückverlagerung der Frontlinie um mehrere Kilometer auf besser befestigbare und extra vorbereitete Höhenzüge und andere natürliche Barrieren. Es entstand hierbei die bis dahin am stärksten befestigte Frontlinie der Geschichte: die sogenannte Siegfriedstellung durch den Osten Frankreichs und Belgien. Bei diesem koordinierten Rückzug verwüsteten die deutschen Soldaten wie in Raserei die bis dato mehr oder minder intakte Kulturlandschaft und die Ortschaften auf das Schlimmste. Für die nachziehenden englischen Truppen entwickelte man perfide Sprengfallen, Bodenminen und andere Hinterlistigkeiten. Jünger ist sich dessen bewusst, dass dies kein Akt des Heldentums war und es sich dabei um niedere Äußerungen einer zunehmenden biopolitischen Vernichtungslogik handelt, die (kriegs-)ethisch inakzeptabel sind. Interessant ist jedoch, wie teilnahmslos er dies in den *Stahlgewittern* beschreibt. In der Originalausgabe 1920 fügt er den zwei Seiten langen Ausführungen eine drei Absätze umfassende Erläuterung an, die tief gezeichnet ist von Rechtfertigung, aber auch leise Töne der Scham und Distanzierung anklingen lässt:

»Die moralische Berechtigung dieser Zerstörungen ist viel umstritten, doch scheint mir das chauvinistische Wutgeheul diesmal verständlicher als der befriedigte Beifall der Heimkrieger und Zeitungsschreiber. Wo tausende friedlicher Menschen ihrer Heimat beraubt werden, muß das selbstgefällige Machtgefühl schweigen.

Über die Notwendigkeit der Tat bin ich als preußischer Offizier natürlich keinen Augenblick im Zweifel. Kriegführen heißt, den Gegner durch rücksichtslose Kraftentfaltung zu vernichten suchen. Der Krieg ist der Handwerke härtestes, seine Meister dürfen der Menschlichkeit nur so lange das Herz öffnen, als sie nicht schaden kann.

Daß diese Handlung, die die Stunde forderte, nicht schön war, tut nichts zur Sache. Der aufmerksame Beobachter ersah es schon aus der Weise, in der sich der objektive Führerwille bei der Mannschaft in eine Reihe von niederen Instinkten umsetzte.«<sup>81</sup>

In der neu überarbeiteten Ausgabe von 1934, die sich von allen völkisch-nationalistischen Tönen verabschiedet, da Jünger sich von den Nazis und seinem eige-

81 Kiesel, Helmuth (Hg.): Ernst Jünger, In *Stahlgewittern*, historisch-kritische Ausgabe, Stuttgart: Klett-Cotta 2013, S. 296.

nen Ultra-Nationalismus der späteren 1920er Jahre distanziert, verschwinden diese drei Absätze ersatzlos. Seit der Version von 1961, in der er das Heldenepos der 1920er und 1930er Jahre deutlicher infrage stellt, gibt es einen neuen Absatz, der die alten drei ersetzt:

»Die Bilder erinnerten, wie gesagt, an ein Tollhaus und riefen eine ähnliche, halb komische, halb widrige Wirkung hervor. Sie waren auch, wie man sogleich bemerkte, der Mannszucht abträglich. Zum ersten Male sah ich hier die planmäßige Zerstörung, der ich später im Leben noch bis zum Überdruß begegnen sollte; sie ist unheilvoll mit dem ökonomischen Denken unserer Epoche verknüpft, bringt auch dem Zerstörer mehr Schaden als Nutzen und dem Soldaten keine Ehre ein.«<sup>82</sup>

Jünger erklärt diese Ausfälle als Ergebnis der destruktiven Kräfte, die dem 20. Jahrhundert innewohnen und verurteilt sie als ehrlos. Während in der Originalfassung von 1920 Jünger noch zwischen Rechtfertigung und Scham oszilliert, so verurteilt er sie nach 1945 doch gänzlich. Doch das gilt nicht generell für den gesamten Ersten Weltkrieg und die Gräueltaten, die dort geschehen, darauf weist Helmuth Kiesel hin.<sup>83</sup> So bleibt sein Buch bis hin zur letzten Version von 1978 doch im Grunde ein ambivalentes Heldenepos. Eines, das sich seiner Abgründe bewusst ist. Eines, das eher die Erfahrung der Soldaten betont, die in den Höllen-Labyrinthen eines systematischen Schlachtens elementare Kräfte auf sich wirken gespürt haben und dies als eine innere Erfahrung mitnehmen und stolz darauf sein können. Doch es ist auch eines, das sich von der ersten Ausgabe an und sich ab 1961 steigernd bis zur letzten dessen bewusst ist, dass der Preis ein hoher ist. Und es zeigt auf, dass Krieg seit dem 20. Jahrhundert letztlich nicht zu zähmen ist und die moderne, totale, biopolitische Gewalt Menschen zu unmoralischen Bestien macht, die kalt und dem System hörig jede Gräueltat anstellen, die man sich nur vorstellen kann und damit dann ein Leben lang leben müssen. Das ist es wohl, was Paul Levi und Erich-Maria Remarque als den pazifistischen Impetus bezeichnet haben, der ausgerechnet vom Kriegsbefürworter Jünger ausgeht. Im Hinblick auf das, was 1933 bis 1945 nicht zuletzt bejubelt von durch Jüngers Schriften Begeisterten in Deutschland geschehen ist, würden sie das wohl freilich heute so nicht mehr behaupten. Doch sie haben eine Ambivalenz erkannt, die das Heldenepos in der Tat von Beginn an seit 1920 unterminiert bzw. einordnet.

82 Jünger, Ernst: In Stahlgewittern, Stuttgart: Klett-Cotta 2014, S. 132.

83 Vgl. Kiesel, Helmuth: Stahlgewitter. Ernst Jünger und der Erste Weltkrieg, online: <http://literaturkritik.de/id/18872>.



## 6.2.2 Zwischen Ilias und Ypern

In der Tat: Jüngers Stahlgewitter sind auch deshalb von ihrem Autor sieben Mal – teilweise erheblich – überarbeitet worden, weil das Buch von Beginn an inmitten eines Spannungsfeldes geschrieben wurde. Ein Spannungsfeld, das wohl bezeichnend für eine ganze Generation ist, die um die Jahrhundertwende im liberalen Säkularitätszeitalter des langen 19. Jahrhunderts geboren wurde und die bis dato größte Katastrophe der Geschichte des Abendlandes mit ansehen musste bzw. größtenteils sogar mit heraufbeschworen hatte. Viele sind, wie Jünger, 1914 gerne in den Krieg gezogen. Jünger konkret, um der engen, bürgerlichen Zwangsdisziplin zu entkommen. Der Krieg erschien ihm als Möglichkeit, den unterdrückenden Fesseln des preußischen Schulsystems zu entkommen. Krieg war jedoch, für den damals schon sehr belesenen Jünger, der homerische Krieg der Ilias, der edle Zweikampf zwischen Männern. Heraklits Krieg, der Vater aller Dinge. Jüngers Denken und seine Sprache sind tief geprägt von der Vorstellung des klassischen Heldentums. Seine Stahlgewitter baut er auch als klassischen Heldenbericht auf, mit dem er seinen gefallenen Kameraden an der Front ein Denkmal bauen möchte. Doch Jüngers Bild des Krieges erleidet mit dem ersten Kriegseinsatz einen gehörigen Riss: Mit dem vormodernen Kampf zwischen Männern, der sich für Heldenepen eignet, hat die Materialschlacht nichts mehr zu tun. Ein anonymer Krieg nivellierter Massen, der nichts feudal Überschaubares mehr hat, der die *Menschheit vor Feuerschlünden aufgestellt* hat. Der Einzelne, das erkennt Jünger sofort, hat im modernen Krieg keinen individuellen Wert mehr, sondern einen funktionalen – jeder ist ersetzbar. Heldenhaft, so hat man schnell das bedrückende Gefühl bei der Lektüre, ist es von diesen jungen Menschen gewesen, in Situationen extremer Gefahr, seinen funktionalen Wert zu akzeptieren und seinen individuellen Lebensdrang total zu negieren: in ein Sperrfeuer-Gelände zu laufen, wohlwissend, dass nur die Hälfte einer Einheit das überleben wird. Das Heldentum der Materialschlacht ist wohl am ehesten ein Heldentum der Aufgabe des Selbst und der Akzeptanz, dass man selbst ein kleines Rädchen des großen Ganzen ist. Eine Ausprägung des *amor fati* Nietzsches, auf das Jünger in *Der Arbeiter* metaphysisch gewendet zurückkommen wird. Es ist kein klassisches Heldentum eines einzelnen Helden, sondern Heldentum einer Gattung in einer zunehmend versachlichten und ent-individualisierten Moderne: Heldentum des Frontsoldaten bzw. des Kriegsarbeiters, getreu dem Motto *Du bist nichts, deine Einheit ist alles*. Jünger, der von Remarque als sensibler Seismograph von Stimmungen und Tendenzen bezeichnet wurde, legt uns diese große Paradoxie, die Ratlosigkeit in der Zwischenkriegszeit offen: das Bild des Krieges, der in weiten Teilen der Fachwelt noch als legitimes Mittel der Politik, oder gar im Clausewitz'schen Sinne als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln galt und für viele populärkulturell als Quell von Heldensagas gesehen wurde, ist mit dem Einschnitt des Material-, Graben- und Gaskriegs und den Millionen Toten zutiefst erschüttert worden.

Und damit übrigens auch gleich der rationalistische Fortschrittsglaube und der Zukunftsoptimismus des langen 19. Jahrhunderts. Jüngers *Stahlgewitter* sind ein optimales Anschauungswerk der Zerrissenheit einer Übergangszeit. Jünger schreibt ein Heldenepos, das aber von den ersten Seiten an durch die Entmenschlichung verzerrt wird. Von den ersten Seiten an bekommt man einen Eindruck von der unendlichen Angst des Einzelnen vor den Naturschauspielen gleichenden Artilleriebeschüssen oder den Gasangriffen, denen er nicht entfliehen kann, weil er letzten Endes ein lebendiges Wesen ist, das in entscheidenden Momenten nur noch zurückgeführt wird auf ein Bündel Fleisch und Instinkte. Der Einzelne ist dem riesenhaften, automatisierten Kriegsgeschehen ausgeliefert. Jünger versucht an entscheidenden Schlüsselszenen zwar zu belegen, dass der Einzelne als Individuum, als Stoßtruppführer doch die großen Maschinen-Schlachten durch klassisches Heldentum im Zweikampf im Griff hatte. Es stimmt: An diesen Stellen in *In Stahlgewittern* hält er seinen Heldenbericht aufrecht. Doch das alles deutet nur darauf hin, dass Jünger zwischen den beiden Paradigmen dialektisch vermittelt: zwischen dem Helden und dem der technischen Moderne Ausgelieferten. Die folgenden Bücher, *Der Kampf als inneres Erlebnis* sowie in seiner planetarischen Phase *Krieg und Krieger* sowie *Der Arbeiter*, werden letztlich Versuche sein, eine Dialektik anzubieten, die beide Momente vereinen kann. Der dem Elementaren Ausgelieferte, dessen Heldentum lediglich im Ausharren, im Erleiden besteht, und dem Triumphator der Materie, der sich an das neue ›schrecklich-schöne‹ Zeitalter angepasst hat und als Teil einer heldenhaften ›Rasse‹ etabliert hat. Der Kampf als inneres Erlebnis ist der beinahe romantische Versuch, die Welt durch das Entdecken einer ›Innenwelt‹ des heldenhaften Frontsoldaten, des Front-Arbeiters zu erklären. *Die totale Mobilmachung* hingegen ist Jüngers Versuch, den Zusammenhang zwischen dem wahren, metaphysischen Fortschritt der Moderne – und zwar der Dynamisierung aller Lebenskräfte – und der Erscheinung der totalen Kriegsrüstung im Ersten Weltkrieg einzuordnen. Sein vordergründiges Ziel hierbei ist es, daraus die Gründe für die Niederlage des Deutschen Reiches und einen Handlungsappell abzuleiten. *Der Arbeiter* bringt beide Aspekte zusammen: das Innenleben, die Ästhetik und die neuen Anforderungen des modernen Helden, also des Kriegsarbeiters mit der metaphysischen Entwicklung der Moderne und die Hintergründe einer Lebensmacht, die die Moderne ausmacht und für die Zukunft eine strikte Anpassung an die Erfordernisse dieses Zeitalters macht, wenn man nicht untergehen möchte. Jünger wird diese beiden Momente – Heldentum und technische Moderne – im essayhaften Abschluss seiner politischen Publizistik in *Der Arbeiter* in Form der »Organischen Konstruktion« dialektisch vermitteln. Der Kriegsarbeiter brauche eine heroische Einstellung, ein typisches Auftreten und eine tiefe Einsicht in seine Eingebundenheit in die technologische Moderne. Zusammen mit der richtigen Militärtaktik (wie

etwa den Stoßtrupps) kann er somit zusammen mit dem Kriegsgerät zu einer »Organischen Konstruktion« verschmelzen.<sup>84</sup>

### 6.2.3 Krieg als anthropologische Grundkonstante

Zwei Jahre nach seinem Kriegstagebuch und Kassenerfolg *In Stahlgewittern* legt Ernst Jünger mit dem Essay *Der Kampf als inneres Erlebnis* mit seiner Aufarbeitung des Ersten Weltkrieges nach. Während *Stahlgewitter* ein paradoxer Heldenbericht eines Frontsoldaten mit einer erstaunlichen, beinahe klinischen Beobachtungs- und Beschreibungsgabe war, so geht Jünger zwei Jahre später einer anderen Frage nach: Welchen tieferen Sinn hatte der Erste Weltkrieg? Jünger ist schon in den ersten zwei Jahren nach Erscheinen seines Erstlingswerks zu einer Art Held für eine ganze Generation geworden, die ihre Jugend und Gesundheit in einem bisher nie dagewesenen Krieg aufs Spiel gesetzt hat. Einem Krieg, der zu Beginn von vielen so bejubelt und als Abenteuer sowie gern gesehener Beweis für die Vaterlandsliebe herbeigesehnt wurde, dessen Realität jedoch relativ schnell jegliches Ehrwürdige und jegliches Hochtrabende verlor, als er sich zu einer Massenvernichtungsmaschinerie der Gräben entwickelte. Dieser Krieg endete mit einer verheerenden Niederlage der modernsten Armee ihrer Zeit und führte schließlich zum Versailler Vertrag, den viele nicht akzeptieren wollten. Ökonomisch stieß die Niederlage des Deutschen Reiches seine Volkswirtschaft in eine tiefe Rezession, die in verschiedener Intensität über ein Jahrzehnt zu hoher Arbeitslosigkeit, hoher Inflation und extremer Armut führte. Politisch war die Monarchie am Ende und – obwohl ihr einige nachtrauerten – eine Restauration der alten Ordnung schien vorerst ausgeschlossen. Jüngers Wirken ist Ausdruck einer ganzen Generation von rechtskonservativen Menschen, die nach Orientierung und Halt in Zeiten des Wandels suchten. Jüngers Ansatzpunkt hierbei ist die Frage: Hat die deutsche Jugend vier Jahre lang *umsonst* ihr Leben riskiert? Was kommt jetzt? Wie muss der Krieg eingeordnet werden? *Der Kampf als inneres Erlebnis* ist Jüngers Beitrag zu einer philosophischen und intellektuellen Suchbewegung nach Halt und Orientierung in einer Zeit zwischen 1918 und 1933, die man wohl am besten als eine Krisen-Zeit beschreiben könnte.

Wie Norbert Schürgers in seiner Dissertation *Politische Philosophie in der Weimarer Republik* gut darstellt, handelt es sich um eine Zeit, die von den meisten Intellektuellen der Weimarer Republik als eine »Wendezeit« aufgefasst wurde. Als eine Zeit, in der Fundierendes, tradierte Gewissheiten ins Rutschen gekommen sind. Von vielen Zeitgenossen wurde sie vor allem als chaotisch und bedrohlich empfunden. Doch wie es oft in Krisen- und Wendezeiten ist, so zeigen sich die 1920er Jahre als äußerst fruchtbare Jahre hinsichtlich der philosophischen Auseinandersetzungen und der Festigung philosophischer Schulen und Denkrichtungen sowie

84 Vgl. hierzu Jünger, Ernst: *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt*, Stuttgart: Klett-Cotta 2014.

in der politischen Theoriebildung. Bezeichnend war die große Vielfalt an philosophischen Ansätzen und Antworten auf die offenbar gewordenen Krisen. Im Denken der 1920er Jahre lässt sich eine entscheidende Frage herausarbeiten, entlang derer sich die großen Strömungen herausarbeiteten und stritten:

»Sollte die Philosophie Wissenschaft oder Weltanschauung sein? Während die Vertreter der ›wissenschaftlichen Philosophie‹ [...] bemüht waren, ihre Disziplin mit strengen (natur-)wissenschaftlichen Kriterien auszustatten, forderten ihre sich meist zur ›Lebensphilosophie‹ bekennenden Antipoden, man müsse das Leben in seiner Unmittelbarkeit als unhintergehbare Grundlage des Denkens akzeptieren. Die Vernunft habe – wie es Oswald Spengler einmal programmatisch formulierte – ›die Macht über das Leben‹ eingebüßt.«<sup>85</sup>

Im Wesentlichen wurde dieser philosophische Grundlagenstreit konkret überlagert durch die Frontstellung zwischen dem »Rationalismus« und dem »Irrationalismus«, was sowohl für die grundlegende philosophische wie für die politische Ebene galt.

»Die radikale Rationalismuskritik, die eng mit der gesellschaftlich-technischen Entwicklung und den ideologischen Auseinandersetzungen der damaligen Zeit verbunden war, die in ihren Wurzeln aber vor allem auf die Philosophie Schopenhauers und Nietzsches zurückführbar ist, bedrohte, wie sich Heinemann ausdrückte, ›das Organisationsprinzip der bürgerlichen Welt, den Verstand und damit die Wissenschaft in ihrer Geltung‹.«<sup>86</sup>

In dieser Rationalismuskritik spielte auch die aufkommende Psychoanalyse Sigmund Freuds eine Rolle, indem sie die Rolle des Triebhaft-Irrationalen ergründen wollte – jedoch ist sie kein radikaler Anti-Rationalismus, da sie selbst keine anti-rationale Position bezieht.

Ernst Jüngers *Der Kampf als inneres Erlebnis* ist letztlich ein zeitgenössischer Beitrag in ebendieser Wendezeit und auch als Beitrag zum Streit zwischen Rationalismus und Irrationalismus. Jünger geht es um eine Selbstreflexion des »nationalen Menschen« in Zeiten, in denen plötzlich alles infrage gestellt wird, wofür seine Generation gekämpft hat. Um hier eine Antwort auf den Sinn des Krieges zu geben, verlässt Jünger den Boden der bürgerlichen Rationalität und wendet seinen Blick in diesem Essay auf das innere Erlebnis, weil alles Materielle, alles Äußerliche

85 Schürgers, Norbert: Politische Philosophie in der Weimarer Republik. Staatsverständnis zwischen Führerdemokratie und bürokratischem Sozialismus, Stuttgart: Metzler 1989, S. 12.

86 Heinemann, Fritz: Neue Wege der Philosophie, Leipzig: Quelle & Meyer 1929, S. 5. Zitiert nach: Schürgers, Norbert: Politische Philosophie in der Weimarer Republik, Staatsverständnis zwischen Führerdemokratie und bürokratischem Sozialismus, Stuttgart: Metzler, 1989, S. 12.

nicht entscheidend ist, sondern eine Art metaphysischer Wille, eine überzeitliche Vernunft am Wirken ist, deren Instrument der Mensch ist. Genau wie man bei Betrachtung einer zweitausendjährigen Pyramide eben auch nicht das Leid der einzelnen Bauarbeiter sehe, sondern einen genialen Willen, der sich hier ein Monument schuf, so dürfe man den Ersten Weltkrieg auch nicht militärhistorisch betrachten, sondern müsse ihn als ein Monument verstehen. In seinem 1928 Vorwort zur zweiten Auflage begründet er die Einnahme dieser Perspektive:

»Und wenn erst die Reiche zerfallen sind, über deren Schicksal [...] entschieden wurde, dann bleibt wirklich nichts als der erschütternde Rückblick auf ein wildes Aufluten des Lebens das sich hier mächtig in seinem eigentlichen Sinne offenbarte als ein prächtiges, blutiges Spiel, an dem die Götter ihre Freude hatten.«<sup>87</sup>

Das Leben flutet auf und im Kern – das ist Jüngers Hauptaussage – kommt es nicht auf den konkreten Kriegsanlass an oder mit welchen Technologien gekämpft wird, sondern Kriege erwachsen aus einem ahistorischen Lebensprinzip, aus dem Prinzip, dass das Leben seinem Wesen nach nicht Harmonie und Gleichgewicht, sondern Überwindung des biologischen Organismus und Überwindung des Todes bedeutet. Man kann den Weltkrieg, dessen Ausgang sowie die langfristigen Folgen für die Jugend nicht mit dem Raster der Vernunft begreifen. Man muss ihn als das begreifen, was er ist: als ein inneres Erlebnis, das seit jeher mit dem Leben intrinsisch verknüpft ist. Also neben den bürgerlichen, völkerrechtlichen und geopolitischen Ergebnissen dieses Krieges, ob man ihn nun gewonnen oder verloren hat, gibt es eine für Jünger beinahe davon abgekoppelte andere Frage, die entscheidend ist: ob man als Individuum ein echtes *inneres Erlebnis* hatte. Dieses innere Erlebnis ist eines, das sich der bürgerlichen Rationalität entzieht. Die weit von der Front entfernten, einfachen Bürger fassen den Krieg in den verfälschten, ideologisch verbrämnten Kategorien auf. Sie sind dem bürgerlichen Idealismus verfallen, der allzu schnell vergesse, dass Friede und Freiheit schöne Werte seien, jedoch über die Jahrhunderte gegen die Barbarei erkämpft werden mussten und erst durch Blutvergießen so erreicht wurden. Der Idealist versucht durch die Vernunft der Diplomatie, der wirtschaftlichen Vernetzung etc., schlechthin durch die *ratio* der Aufklärung, Kriege auf lange Sicht zu vermeiden. Doch der Idealismus vergesse eben das Leben und den Körper:

»Die wahren Quellen des Krieges springen tief in unserer Brust, und alles Gräßliche, was zuzeiten die Welt überflutet, ist nur ein Spiegelbild der menschlichen Seele, im Geschehen sich offenbarend.«<sup>88</sup>

87 Jünger, Ernst: Der Kampf als inneres Erlebnis, Berlin: Mittler 1928, S. XV.

88 Ebd., S. 40f.

## 6.2.4 Leben heißt Töten

Ernst Jünger beschreibt den Niedergang des Rationalismus des langen 19. Jahrhunderts. Der stete technologische sowie soziale Fortschrittsglaube liberaler Prägung, der Zeitgeist zweier oder dreier Generationen, dass die Welt (zumindest Europa) immer friedlicher, die Welt zunehmend ein Dorf sei und damit sich ein gutes Zusammenleben einstelle, sei durch den Ersten Weltkrieg jäh erschüttert worden. Es habe sich gezeigt, was gegen Ende des 19. Jahrhundert allzu sehr künstlich durch den bürgerliche Rationalismus unterdrückt worden sei: Der Krieg sei der Vater aller Dinge, er sei transhistorisch betrachtet nicht einfach nur schiere Vernichtung und Negation, sondern die männliche Art der Schöpfung!<sup>89</sup>

»Technisch noch produktiv, standen wir mit Ben-Akiba-Lächeln am Ende der Kunst, hatten die Welträtsel gelöst oder glaubten uns auf bestem Wege dazu. Der [...] Übermensch [schien] nahe herbeigekommen. Doch unter immer glänzender polierter Schale, unter allen Gewändern, mit denen wir uns wie Zauberkünstler behingen, blieben wir nackt und roh wie die Menschen des Waldes und der Steppe. Das zeigte sich, als der Krieg die Gemeinschaft Europas zerriß [...]. Da entschädigte sich der wahre Mensch in rauschender Orgie für alles Versäumte. Da wurden seine Triebe, zu lange schon durch Gesellschaft und ihre Gesetze gedämmt, wieder das Einzige und Heilige und die letzte Vernunft. Und alles, was das Hirn im Laufe der Jahrhunderte in immer schärferen Formen gestaltet hatte, diente nur dazu, die Wucht der Faust ins Ungemessene zu steigern.«<sup>90</sup>

Der wahre, transhistorische Mensch ist und bleibt so, wie er immer war. Jünger begibt sich folglich mit seinem zweiten Buch auf das Feld der philosophischen Anthropologie. Immanuel Kants berühmte Leitfragen der Philosophie waren letztlich auch anthropologische Fragen: »1. Was kann ich wissen? 2. Was soll ich tun? 3. Was darf ich hoffen? 4. Was ist der Mensch?«<sup>91</sup> Im Endeffekt, so Kant, verwiesen die ersten drei Fragen allesamt auf die letzte. Für Kant ist klar, dass der Mensch ein Tier ist, das jedoch seine Triebe der Vernunft unterordnen *kann* und dazu bestimmt ist, das Bestialische in sich zu zähmen. Die in Anschluss an Kant und weitere Philosophen der Aufklärung entstandene anthropologische Vernunftorientierung und der Glaube an die Bestimmung des Menschen, sich seines Verstandes zu bedienen, auch wenn dies Mut und Mühe bedeute, greift Jünger an. Seine Aussage ist nicht einfach nur, dass aus der Geschichte ableitbar ist, dass der Mensch im Endeffekt doch seinen Trieben ausgeliefert ist und dies oberflächlich »rationalisiert«. Jünger geht es um den »eigentlichen Menschen«. Wie auch schon in seinen *Stahlgewittern*

89 Vgl. ebd., S. 49.

90 Ebd., S. 3.

91 Kant, Immanuel: Akademie-Ausgabe, Band IX, 1800, A 25f.

angedeutet, ist Jüngers Frontsoldat nicht einfach nur ein sozialer Typus, der im Krieg auftaucht, nein, er ist viel mehr als der natürliche, der eigentliche Mensch zu verstehen:

»Beschrieben wird hier weniger ein sozialer Typus als eine anthropologische Figur: Der Frontkämpfer erscheint als die Eigentlichkeitsform des Menschen, der die Zerrissenheit des bürgerlichen Zeitalters überwunden hat.«<sup>92</sup>

Jünger beschreibt aus einer programmatischen Richtung etwas, das Goethe schon seinen Mephisto in der Anklage an Gott beschreiben hat lassen:

»Der kleine Gott der Welt bleibt stets von gleichem Schlag,  
Und ist so wunderlich als wie am ersten Tag.  
Ein wenig besser würd er leben,  
Hättst du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;  
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,  
Nur tierischer als jedes Tier zu sein.  
Er scheint mir, mit Verlaub von euer Gnaden,  
Wie eine der langbeinigen Zikaden,  
Die immer fliegt und fliegend springt  
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt;  
Und läg er nur noch immer in dem Grase!  
In jeden Quark begräbt er seine Nase.«<sup>93</sup>

Die Vernunft der Aufklärung ist im langen Ende lediglich eine instrumentelle Vernunft – sie steigert die Bestialitäten nur, sie ist Abklatsch des »Himmelslichts« und wird nur dazu genutzt, die Grausamkeiten noch grausamer, noch perfider, noch effizienter zu organisieren und durchzuführen. Der moderne Vernunftgebrauch überlagert und modifiziert die urmenschliche Rohheit und kanalisiert sie – aber sie kann sie nie überwinden. Jünger kommt an dieser Stelle auf das Blut zu sprechen. Das Blut als etwas der Zivilisation Entgegengerichtetes. Als ein Moment der Kontinuität von den grauen Urzeiten in den steinzeitlichen Steppen bis in die Adern des modernen Menschen der Großstadthäuserschluchten. Blut ist für Jünger 1922 anthropologisch-deterministisch und dezidiert nicht als rassisches Blut eines Volkes gemeint. Jünger geht es nicht um einen Mythos von Blut und Boden, sondern vielmehr um das tierische Blut in den Adern eines jeden Menschen. Und der Krieg – egal in welchem Zivilisationsstand, egal mit welchen Waffen – entfessele die alten Triebe, das Tier in uns, das im Blut gespeichert sei. Der Feindkontakt,

92 Bröckling, Ulrich: Die totale Mobilmachung, in: Schöning, Matthias (Hg.): Ernst Jünger Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, Stuttgart: Metzler 2014, S. 103.

93 Goethe, Johann Wolfgang von: Faust., Der Tragödie Erster und Zweiter Teil, Stuttgart: Reclam 2020, S. 10

der Blick in das Weiß des Gegners Auge führe zu einem rauschartigen Ausnahmezustand, in dem der Mensch seinen Körper transzendieren kann, in dem er unweigerlich zum Tier wird. Das ist ein Rausch, der genauso sehr dem Blut entspringt wie die sexuelle Wollust, der Trieb, sich selbst zu transzendieren durch die Vereinigung und Vollendung mit dem Anderen.<sup>94</sup> Das Abgetrenntsein von der Welt, die Angst des Verlorenseins des Menschen ist es, die ihn in orgiastische Selbstübertretungssituationen führt. Hierin ist sich Jünger mit Erich Fromm einig, der 1956 in seiner *Kunst des Lebens* formulieren wird:

»Alle Formen der orgiastischen Vereinigung besitzen drei Merkmale: Sie sind intensiv, ja sogar gewalttätig; sie erfassen die Gesamtpersönlichkeit, Geist *und* Körper; und sie sind vorübergehend und müssen regelmäßig wiederholt werden.«<sup>95</sup>

Auch wenn Fromm freilich den Mord im Krieg nicht meint, so zeichnet er doch auch eine orgiastische Linie zwischen Sex und Gewalt, zwischen Sperma und Blut. Jünger geht es um dasselbe pure Gefühl des Lebens, welches Erich Fromm im Blick hatte, als er vom Überwinden des Abgetrenntseins von der Welt sprach. Das Ende des langen 19. Jahrhunderts führte, wie oben schon ausgeführt, zum Wegfall der identitätsstiftenden Rolle der alten Monarchien, des optimistischen Liberalismus sowie zu Halt- und Perspektivlosigkeit einer ganzen Generation. Was ist das Sinnstiftende auf unserer technisch so hochgerüsteten und doch so kalten und anonymen Welt? Die Nationalsozialisten suchten ihr Heil in Blut und Boden, im wahnhaften Reinigen, Stärken und Stählen einer deutschen Rasse gegen jegliche ›Untermenschen‹ und jegliche untermenschliche Attitüde. Der Übermensch der Nazis ist der blonde Arier. Jünger und sein Kreis an heroischen Realisten hingegen klammern sich an die Ästhetik des Krieges, an die rauschhafte Selbstüberwindung und Selbsterweiterung durch das Morden und den (schein-)darwinistischen Prozess der Auslese, der die Rasse stärkt und angeblich den Volkskörper stählt. Auch wenn Jünger ebenfalls vom »Deutschen Volk« schwadroniert und für die »Deutsche Sache« sein Leben am liebsten riskiert hat und immer wieder für sie als die edelste Sache kämpfen würde, so ist sein Übermensch dezidiert *kein* arischer, sondern der Frontsoldat jeglicher Couleur! Der Feind im Schützengraben gegenüber sei genau wie man selbst.<sup>96</sup> Jünger fühlt sich den Frontsoldaten aller Völker, mit denen er in ekstatischen Momenten zusammengeprallt, näher als vielen seiner deutschen Landsleute. Das deutet sich in Jüngers frühen Werken schon an und wird spätestens ab 1930 mit dem Erscheinen von seinem Aufsatz *Die totale Mobilmachung* und 1932 mit *Der Arbeiter* sich in seiner weniger nationalistischen und mehr planetarisch-faschistischen Ausrichtung zeigen. Es waren die Frontsoldaten aller Völker,

94 Vgl. Jünger, Ernst: *Der Kampf als inneres Erlebnis*, Berlin: Mittler 1928, S. 4-9.

95 Fromm, Erich: *Die Kunst des Lebens*, München, 2012, S. 22f.

96 Vgl. Jünger, Ernst: *Der Kampf als inneres Erlebnis*, Berlin: Mittler 1928, S. 98-106.



so Jünger, die zusammen eine neue Welt geschaffen haben – denn klar, der Krieg sei die männliche Art der Schöpfung:

»Wir haben das neue Gesicht der Erde gemeißelt, mögen es auch noch wenige erkennen. Vielen wird es noch unsichtbar sein unter den Wolkenschatten des Geschehens: Die ungeheure Summe der Leistung birgt ein Allgemeines, das uns verbindet. Nicht einer ist umsonst gefallen.«<sup>97</sup>

Jünger gibt dem Ersten Weltkrieg, all den Toten, die scheinbar für keinen ersichtlichen Grund gestorben sind, einen tieferen Sinn. Er erkennt hierin quer über alle Länder- und Völkergrenzen hinweg das Auferstehen einer neuen »Rasse«, die im Kampf um das Ganze sich mutig im Bewusstsein der Todesgefahr bewiesen hat. Und diese neue Avantgarde, die Heroen, die Mutigen erkennen sich wieder und wissen, dass es nicht um Blut und Boden geht, dass all das nationalistische Hassgeschrei Ausdruck einer allzu rationalistischen Feigheit ist: »Alles Haßgeschrei ist verdächtig, ist Schwäche. Nur der Mut erkennt den Mut!«<sup>98</sup> Auch wenn Jünger sich an vielen Stellen in seinem Buch *Der Kampf als inneres Erlebnis* in Widersprüche verwickelt, so kann man doch festhalten, dass er zum Nationalismus eine sehr ambivalente Haltung einnimmt. Einerseits beschwört er eine neue, letztlich eine planetarische Avantgarde herauf (was er in *Der Arbeiter* programmatisch vertiefen wird), andererseits überhöht er die »Deutsche Sache«. Es scheint geradezu ein Widerspruch in sich zu sein, wenn er das bedingungslose Sterben für die Sache als Vollendung des Selbst, der Transzendierung des Menschen durch orgiastische Selbstüberwindung als erstrebenswerte *innere Erfahrung* erörtert und gleichzeitig das in Zusammenhang bringt mit dem edlen Freiwilligen, der im Schützengraben für die Deutsche Sache steht und sich sagt: Ich bin nichts, Deutschland ist alles. Für Jünger ist derjenige, der das tut und in der existenziellen Situation den Anderen abschachtet, der sagt: Ich bin nicht nichts, Frankreich ist alles, ein neuer Mensch, Teil derselben Avantgarde. Denn auch derjenige, der eben dasselbe nur mit Frankreich anstatt Deutschland sagt, ist genau so viel wert. Es entsteht auf beiden Seiten dieselbe neue Rasse, eine neue Art entfesselter Mensch durch den Prozess der totalen Selbstaufgabe, den Kampf einfach nur des Kampfes wegen. Das Entscheidende ist für Jünger der Satzteil »ich bin nichts« und nicht, wofür man kämpft, also was die Sache ist. Jünger ergötzt sich an dem Mut und der Bedingungslosigkeit des Kriegswillens einer kleinen Schicht, die einfach nur gekämpft habe ohne ein letztes Ziel und nur für das pure Erlebnis. Der Widerspruch: Eine ganz kleine Avantgarde wird sich dessen bewusst, dass wenn sie das Erlebnis des völlig ziellosen Schlachtens hatte, sie dann eine neue Rasse etabliert und Teil einer neuen Bewegung wird.

97 Ebd., S. 49.

98 Ebd., S. 53.

Aber in diesem Fall hat zumindest diese kleine Avantgarde ja doch wieder ein letztes Ziel, für das es dieses orgiastische Spiel, diesen Weltkrieg des Weltkriegs wegen immer wieder abzuhalten versucht. Die Ziellosigkeit des Schlachtens kann meines Erachtens in dieser Denkstruktur aus logischen Gründen nicht aufrechterhalten werden. Solch eine Avantgarde, die sich ohne Grund abschlächtet und sich doch dessen bewusst ist, dass sie deshalb eine Avantgarde ist, würde sich doch weltweit zusammenschließen müssen, anstatt sich zu bekriegen. Jedenfalls gilt es festzuhalten, dass Jünger selbst in seiner nationalistischsten Phase in den 1920er Jahren den Nationalismus stets als Instrument und nie als letzten Zweck verstanden hat. Peter Koslowski schreibt in der Einleitung zum Frankreich-Rezeptions-Sammelband *Die großen Jagden des Mythos – Ernst Jünger in Frankreich* dazu:

»Jede Geschichtsdeutung einer Nation streift die Mythologie durch die Hervorhebung wesentlicher Ereignisse, Orte und Personen in ihrem Werden. Nationalismus kommt auf, wo die Nation ihre Geschichte mythisch verklärt, die Mythen ihrer Mythologie zu einem Monomythos monopolisiert und diesen jenen aufzwingt, die den Mythos der Massen nicht teilen. Die Erzählungen über die nationale Geschichte verkommen zum Nationalismus, wenn die Nation schließlich vergißt, daß es sich bei ihren Meistererzählungen um Mythen und damit Überhöhungen geschichtlich kontingenter Ereignisse [...] handelt [...]. Die Blut- und Boden-Deutung des Nationalismus ist das Übersehenwollen der Kontingenz in der Konstitution des Nationalen und in der Ausprägung des Gehalts des Narrativs der Nation. Diesen Irrtum hat Ernst Jünger auch in seinen nationalistischsten Phasen nie begangen.«<sup>99</sup>

Jünger ist sich der Konstruktion bewusst und sieht zwar für seinen neuen Menschen einen Wert darin, sich für diese mythenbeladene Nation existenziell in Gefahr zu begeben, jedoch ist die Errichtung der völkischen Nation als Endziel nicht erst ab 1932 für Ernst Jünger offenbar nicht das »Endziel«. Seine Vorstellung der ordensmäßigen Führung durch den neuen Frontsoldaten-Typus, von dem er in den 1920er Jahren ausgeht, ist auf eine eigenartige Weise zugleich ultra-nationalistisch und darüber hinausgehend. Nur so kann man sich diese Widersprüchlichkeiten in seinem Buch *Der Kampf als inneres Erlebnis* erklären.

Aber jenseits logischer Widersprüchlichkeiten: Jünger verbindet die anthropologische Frage nach dem Wesen des Menschen mit dem modernen Materialkrieg. Dieser Krieg erscheint nur an der Oberfläche und nur für die, die nicht bedingungslos bei der Sache waren, als lebensfeindlich und schicksalsgleich. Das,

99 Koslowski, Peter: Einleitung, Nationalismus – Geschichtsphilosophie – Mythos, in: Ders. (Hg.): *Die großen Jagden des Mythos. Ernst Jünger in Frankreich*, München: Wilhelm Fink 1996, S. 9.

was Jünger in seinen *Stahlgewittern* als die Sinnlosigkeit des Sterbens in den Granatrichtern, als das anonyme Dahinsiechen als Zug der Industrialisierung des Krieges negativ deutet, das ordnet er nun noch einmal anders ein:

»Der Kampf der Maschinen ist so gewaltig, daß der Mensch fast ganz davor verschwindet. [...] Der Kampf äußerte sich als riesenhafter, toter Mechanismus und breitete eine eisige, unpersönliche Welle der Vernichtung über das Gelände. [...] Und doch: hinter allem steckt der Mensch. [...] Er ist das gefährlichste, blutdürstigste und zielbewußteste Wesen, das die Erde tragen muß.«<sup>100</sup>

Einerseits sieht Jünger die Industrialisierung und scheinbar sinnloses Sterben. Andererseits jedoch auch für wenige ein inneres Erlebnis, ein bewusstes Eintreten in die Todeszone, eine völlige Selbstaufgabe, eine totale Übertretung des Lebens durch das Sich-selbst-Aussetzen der Todesgefahr. Und während die Natur-Metaphern der *Stahlgewitter* eher den technischen Vernichtungskrieg als sich verselbstständigt und schicksalhaft darstellen, so betont Jünger hier die Technik als Ausdruck der Schaffenskraft des Lebens. Es steht sich im Stellungskrieg das Leben in verschiedenen Ausdrucksformen gegenüber. Es bleibt jedoch festzuhalten, ein eigenständiges, freies Leben hat nur der, der sich orgiastisch selbst übertritt, sich selbst gefährdet und die technischen Instrumente beherrscht und sich ihrer damit bemächtigt.

»Es steckt eine Schönheit darin, die wir schon zu ahnen imstande sind, in diesen Schlachten [...], in denen der heiße Wille des Blutes sich bändigt und ausdrückt durch die Beherrschung von technischen Wunderwerken der Macht. Und ich kann mir wohl vorstellen, daß später eine Einstellung möglich ist, die diesen Äußerungen einer mit einem mächtigen Tatsachensinn begabten Rasse gegenübersteht [...].

[...] Aber wer in diesem Krieg nur die Verneinung, nur das eigene Leiden und nicht die Bejahung, die höhere Bewegung empfand, der hat ihn als Sklave erlebt. Der hat kein inneres, sondern nur ein äußeres Erlebnis gehabt.«<sup>101</sup>

Jede Zeit hat ihre Äußerung des Elementaren, hat ihre Gelegenheiten für ein inneres Erlebnis des mutigen Einzelnen. Der Wille zum Kampf und der Wille zur Macht, so formuliert es Jünger, sind nicht auslöschar, sie sind dem Menschen ins Blut geschrieben. Das Elementare ist uns intrinsisch gegeben – es begegnet uns jedoch von Epoche zu Epoche in anderer Form. Jünger will dieses Elementare im Ersten Weltkrieg gesehen haben. Sein nihilistischer, sich selbst negierender Akteur, der das innere Erlebnis hatte, ist der Frontsoldat, der in den Gewittern der menschgemachten Kriegsästhetik sich bewegt hat und sich heroisch unter jede Sache gestellt hat. Diese Sache ist der Nationalismus und das ist in seinen Augen auch

100 Jünger, Ernst: Der Kampf als inneres Erlebnis, Berlin: Mittler 1928, S. 112.

101 Ebd., S. 113f.

zu begrüßen. Doch der Nationalismus ist nicht das Endziel. Jünger befindet sich am Beginn einer sein ganzes Schaffen durchziehenden Suchbewegung nach quasi-anarchistischen Formen der individuellen Freiheit jetzt an seinem ganz eigenen, paradox erscheinenden Nullpunkt seiner Betrachtungen: der nationale Krieg als Empowerment, als ultimative Selbstbeherrschung durch Selbstnegierung:

»Jüngers eigentliches Thema ist die Führung des Lebens aus der innersten Kraft.«<sup>102</sup>

Das Radikale an Jüngers Kriegsbejahung ist, dass im Gegensatz zu anderen Kriegsbefürwortern und den schäumenden Ultranationalisten in seinem Umfeld, er jemand ist, der nicht Krieg wegen irgendwelchen Motiven, für die man sich nun mal opfern müsse, rechtfertigt. Krieg scheint für Jünger in *Der Kampf als inneres Erlebnis* eine *Gesellschaftsform* zu sein, in der es dem Einzelnen möglich wird, selbstbestimmt zu leben. Jünger ist ein Vertreter der Gegenmoderne, der der bürgerlichen Freiheit misstraut und sie als »Scheinfreiheit« geißelt. Er gehört zu einer Generation, die mit der preußischen Strenge und Enge der Normalität der Bürgerlichkeit brach und sich für den Krieg als Abenteuer meldete. Krieg war für ihn in der Tat eine Art der Befreiung aus den engen Zwängen und Fesseln der modernen »Disziplargesellschaft«, wie es Foucault sagen würde. Und trotz all der Grausamkeiten, die er in seinen *Stahlgewittern* verarbeitet hat und die er dort auch recht offen schildert, verteidigt er auch nach dem Krieg noch dieses Abenteuer als das normale Leben. Jünger verteidigt seinen Irrationalismus gegen die klinischen Zwänge der nur scheinbar freien bürgerlichen Rationalität. Krieg wird bei ihm vom Ausnahmezustand zum »Normalen«, das er anthropologisch begründet. Er rechtfertigt den Krieg aus einer Notwendigkeit des Lebens heraus: sich selbst zu spüren, sich seines Abgetrenntseins vom großen Gemeinsamen zu lösen. Es kristallisiert sich der Typus des Frontsoldaten heraus, der für Jünger dazu bestimmt ist, die Welt nach seinem Antlitz zu formen – jenseits des Nationalstaates. Krieg erscheint aus dieser Warte als *Bejahung des Lebens*, da es die Rückkehr zum wahren Selbst ist. Krieg ist somit kein sozialer Ausnahmezustand, sondern ist am Grunde der Gesellschaft stets vorhanden.<sup>103</sup> Jünger und Foucault vereint bei aller fundamentalen Verschiedenheit die gemeinsame Suche nach individueller Befreiung, nach radikaler Kritik der herrschenden bourgeois Verhältnisse. Beide verbindet auch biographisch die Flucht aus der disziplinarischen Enge und das Drängen auf Emanzipation jenseits der fundamentalen Kategorien der Moderne. Beide haben gewissermaßen der bürgerlichen Gesellschaft den Krieg erklärt. Während dies bei Foucault eher eine rhetorisch-theoretische Intervention zur Unterstützung von lokalen, emanzipativen

102 Schroeder-Sherwin, Sabine: Leben heisst Töten. Die Kriegsdeutung Ernst Jüngers dargestellt an *In Stahlgewittern* und *Der Kampf als inneres Erlebnis*, Portland, 1972, 43.

103 Vgl. ebd., 30–44.

Widerständen gegen eine instrumentell gewordene Aufklärung meint (bspw. im Kampf gegen die Ungerechtigkeiten in den Gefängnissen), ist es bei Ernst Jünger tatsächlich der Krieg, der den Ausweg darstellt und der uns vom unnützen Ballast der Philosophie und des Humanismus entledigen soll. Wer verstanden hat, dass Leben ohne Töten nicht geht, der hat in Jüngers Augen zu Beginn der 1920er Jahre einen entscheidenden Schritt über den Nullpunkt des Nihilismus gemacht.

### 6.2.5 Die totale Mobilmachung

Nach seiner anthropologisch fixierten und sehr von Oswald Spengler inspirierten Aufarbeitung des Krieges in *Der Kampf als inneres Erlebnis* beschäftigt sich Jünger noch in vielen Schriften der 1920er Jahre mit dem Krieg. Ein entscheidender Einschnitt in seiner Kriegsperzeption wird in seinem Sammelband *Krieg und Krieger* 1930 sichtbar. Gemeinsam mit engen Weggefährten und unter anderem seinem Bruder Georg-Friedrich versucht er sich an einer Analyse des Ersten Weltkrieges als einem Grunddatum seiner Generation. Doch weit darüber hinaus geht es dieser national-revolutionären Gruppe an Autoren auch um die Vertiefung ihres Anspruchs auf eine avantgardistische Führerschaft in einem neuen Abschnitt der Moderne und eine radikale Kritik an der liberalen Demokratie der Weimarer Republik. Jünger schreibt in seinem Vorwort, dass der Krieg dem beginnenden 20. Jahrhundert sein Gesicht gegeben habe, daher müsse die Suchbewegung nach dem politischen System der Zukunft sowie nach der Substanz aller Ideen und Werte auch im Krieg gesucht werden. Mit dem Krieg als ewiger Erfahrung, die sich als Eruption des Elementaren über die Jahrhunderte nicht unterscheidet, hat sich Jünger in *Der Kampf als inneres Erlebnis* acht Jahre zuvor schon auseinandergesetzt und darin die Rolle seiner heroischen Realisten als faschistische Avantgarde-Führerkaste begründet. Doch in seinem Aufsatz zum Sammelband 1930 geht es Ernst Jünger um das Besondere *dieses* Krieges – die genaue Form, in der sich das Elementare im 20. Jahrhundert bahngebrochen hat. Jünger verlässt bis auf einige Andeutungen die philosophisch-anthropologische Ästhetisierung des Krieges und begibt sich auf das Feld der Geschichte und im weitesten Sinne der Sozialwissenschaften. Jüngers vordergründiges Forschungsinteresse ist die Erklärung der Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg. Daraus will er Konsequenzen für die Zukunft ableiten – seine ganz eigene Art und Weise, aus der Geschichte zu lernen. Interessant ist für die vorliegende Arbeit, dass Jünger sich zwar vordergründig mit dem Ersten Weltkrieg und dem Phänomen der Totalen Mobilmachung auseinandersetzt, jedoch gleichzeitig viel fundamentaler über den Zusammenhang von vitalen Lebenskräften, dem Ideal des Fortschritts und den Krieg schreibt.

Ausgangspunkt ist die Feststellung, dass der Erste Weltkrieg ein Krieg des Fortschrittes gewesen sei. Der Fortschrittsglaube, so Jünger, sei die Volkskirche des 19. Jahrhunderts schlechthin gewesen. Ein Fortschritt der Humanität, der Menschen-

rechte und des Kapitals, das auf dem Individualismus und der Steigerung der Logik der Zweckmäßigkeit basiere. Jünger lehnt diese Lesart des Fortschritts als eine optische Täuschung ab. Das Interessante an dieser Art des humanistischen Fortschritts sei es, dass er das Gegenteil von dem erreiche, was er postuliere. Statt Wohlstand für alle soziale Spaltung; statt Weltfrieden die größte Menschheitskatastrophe. Scheinbar stecke hinter dem vom Liberalismus verfolgten Projekt ein anderer, verborgener Antrieb, der die Welt tatsächlich erfasst hat und strukturiert. Jünger sieht hier eine Macht am Werk, die entgegen der Absicht der liberalen Führungsschicht in einer dialektischen Art und Weise eine tiefe Ausbeutung des Menschen ermöglicht. Dies ist der wirkliche Fortschritt – der Fortschritt der Dynamisierung des Lebens, der Erfassung der menschlichen Lebensenergien. Diesen wirklichen Fortschritt der Dinge möchte Jünger erfassen. Ein Prüfstein für diesen tatsächlich hinter der Geschichte stehenden Fortschritt ist für Jünger der Erste Weltkrieg.<sup>104</sup> Dieser Fortschritt ist eng verknüpft mit dem Phänomen der Totalen Mobilmachung, einem Phänomen, das weltweit das erste Mal im Ersten Weltkrieg auftauchte. Kriege – so Jünger – funktionieren im 20. Jahrhundert nicht mehr wie zu Voltaires Zeiten, als der Herrscher Tausende gut Ausgebildete auf das Schlachtfeld ziehen ließ. Der Monarch, ausgestattet mit seiner *patria potestas*, erklärte eine Privatfehde und seine Untertanen mussten in seinem Namen Krieg führen. Jünger führt aus, dass jeglicher feudale Krieg, der von konservativen Kabinetten in der Geschichte geplant und durchgeführt wurde, stets nur eine *partielle Mobilisierung* der Gesellschaft benötigte. Denn Krieg wurde als Privatsache des Monarchen gesehen und obwohl der Monarch seine Untertanen für ihn selbst in die Schlacht ziehen ließ, so wusste er es gut zu vermeiden, dass der Krieg eine Angelegenheit der Gesellschaft wird. Denn je allgemeiner eine Mobilisierung wurde, desto mehr Männer standen in Waffen und desto größer wurde die Gefahr von Revolten, die sich gegen den Monarchen selbst wendeten. Jünger rekonstruiert nun – annähernd analog zu Foucault – eine Entwicklung der Moderne: »eine dynamischere Lebensauffassung«, die generell eine »[...] wachsende Umsetzung des Lebens in Energie [...]« zur Folge hat; die alten Bindungen der feudalen Gesellschaft fallen weg, das gesellschaftliche Allgemeine erscheint und damit auch zunehmend eine fortschreitende, apersonale Macht, die das Leben in Energie für die ganze Gesellschaft übersetzt.<sup>105</sup> Für eine umfassendere Mobilisierung braucht es dynamische gesellschaftliche Strukturen, die nicht anhand persönlicher Verpflichtungen, sondern aufgrund von ideologischen – oder wie Jünger sie auch bezeichnet: kultischen Verbindungen Individuen freiwillig in den großen Verwertungsapparat eintreten lässt. Jünger führt an dieser Stelle die Entwicklung bezüglich der Dynamisierung

104 Vgl. Jünger, Ernst: Die totale Mobilmachung, in: Jünger, Ernst (Hg.): Krieg und Krieger, Berlin: Mittler 1930, S. 9-12

105 Vgl. ebd., S. 13.

des Lebens nicht weiter aus, jedoch ist eines ganz klar: Die Totale Mobilmachung, also die Einspannung jeglicher Regung des menschlichen Lebens – egal ob an der Front oder zuhause an der Heimatfront – in die militärische Logik, ist nichts gänzlich genuin Kriegerisches, sondern ist eine Übersetzung der kalten Verwertungs-Rationalität der Moderne in die Logik des Krieges! Oder mit anderen Worten: Die Totale Mobilmachung ist die militärische Adaption des Diskurses der totalen Identität zwischen Gesellschaft und Staat, in der die alten Bindungen weggefallen sind und die unmittelbare Ausbeutung jeglichen Lebens in jedem Winkel der Gesellschaft für den großen Prozess durch raffinierte ideologische/kultische Anleitung sich entwickelt hat. Genau wie die Arbeitskraft ganzer Stände, die Kunst, die Kultur und vieles mehr, so wird auch der Krieg zunehmend vergesellschaftet.

Zwei Jahre nach dieser Schrift und in etwa bei Erscheinen des *Arbeiters* von Jünger, wird Jüngers enger Weggefährte Carl Schmitt in seinem aufsehenerregenden Essay *Der Begriff des Politischen* das Thema der Identität zwischen Staat und Gesellschaft aus staatsrechtlich-historischer Sicht aufarbeiten. In der Begründung seiner bekannten Formel »Der Begriff des Staates setzt den Begriff des Politischen voraus«<sup>106</sup>, setzt Schmitt die bis dato geltende Vorstellung, das Politische sei identisch mit dem Staatlichen, außer Kraft. Das, so Schmitt, habe nur gelten können, solange bis zum 18. Jahrhundert dem Staatlichen noch nicht die »Gesellschaft« gegenübergestellt wurde, und die Liberalen seit jeher versuchen, die Gesellschaft sich selbst regulieren zu lassen und vor staatlichen Interventionen zu bewahren. Doch der Liberalismus selbst habe nie eine eigene Staatstheorie zu bieten gehabt, sondern habe sich historisch mit verschiedenen solcher Theorien verbunden; bspw. mit der Demokratie. Die Demokratie in Verbindung mit dem Liberalismus, so Schmitt, führe tendenziell jedoch paradoxerweise selbst zum totalen Staat. Alles Staatliche, so Schmitt, werde im Liberalismus potenziell gesellschaftliche Aufgabe (Selbstregulation, Schaffung von Institutionen, Assoziationen etc.), aber in einer Demokratie werde wiederum alles Gesellschaftliche auch zumindest tendenziell staatliche Aufgabe (Volkssouveränität). Es handle sich um den problematischen Begriff der »Identität« zwischen Herrschern und Beherrschten, Regierenden und Regierten, welcher diese mögliche Übereinstimmung zwischen Demokratie und Diktatur ermögliche.<sup>107</sup> Das ist übrigens eine These, die Michel Foucault in *In Verteidigung der Gesellschaft* beinahe identisch ausarbeitet. Die souveräne Macht greift aus Gründen der Effizienz und aufgrund von Revolten und Unruhen die Demokratie auf, aber moduliert sie und führt zu einer tatsächlich totalen Kontrolle und kapillaren Steuerung der neuen Gesellschaft durch die Instrumente der lokal entstandenen

106 Schmitt, Carl: *Der Begriff des Politischen*. Text von 1932 mit einem Vorwort und drei Corollarien, Berlin, 2009, S. 19.

107 Vgl. Schmitt, Carl: *Verfassungslehre*, Berlin: Duncker & Humblot 2017.



Disziplinarinstitutionen. Diese Überkreuzung von Staat und Gesellschaft betrachtete nun Schmitt in der Geschichte des Staatsrechts. Schmitt hält fest, dass durch die liberale Demokratie ein Zustand entsteht, in dem der Staat immer mehr regeln *können*, aber immer weniger regeln *dürfen* soll. Eine paradoxe Situation, die jedoch von dieser Modulation von Demokratie durch die souveräne Macht herführe. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts habe es vor dem Hintergrund dieser paradoxen Ausgangslage in der deutschen Staatslehre eine Bewegung weg von Hegels universalem Staat hin zum totalen Staat gegeben. Ziel sei nicht mehr nur eine dialektisch-höhere Einheit zwischen Einzel- und Gemeinwillen, sondern eine tatsächliche Identität. Gesellschaft und Staat stehen sich nicht mehr gegenüber, sondern fallen zusammen. Alles Gesellschaftliche ist potenziell politisch und potenziell von Interesse des Staates. Im Namen aller muss alles veränderbar sein – Agent dieser *aller* ist der Staat. Es kommt ausgerechnet durch die liberale Demokratie zu einer Stärkung der alten souveränen Macht, die in einer Gegenbewegung durch Physiokraten und andere Liberale historisch infrage gestellt wurde. Doch im Gegensatz zum Absolutismus steht im Zentrum der Souveränität nicht mehr der einfache Glanz des Souveräns bzw. die *ratio status*, sondern das schwierige Doppelbild des Volkes. Einerseits als oberster Souverän und zugleich als zu optimierende Masse an Individuen. So zitiert Schmitt den protestantischen Staatsrechtler Rudolf Smend zustimmend, der behauptete, der demokratische Staat habe eine Entwicklung geöffnet, die Folgendes ermöglichte: »die lebendigste Durchdringung aller gesellschaftlichen Sphären durch den Staat zu dem allgemeinen Zwecke, alle vitalen Kräfte des Volkskörpers für das Staatsganze zu gewinnen.«<sup>108</sup> Ernst Jüngers These, dass der Erste Weltkrieg nur vorläufiger Höhepunkt einer weltweiten zunehmenden Entfesselung vitaler Kräfte der Völker sei, deckt sich mit Carl Schmitts Analyse des Politischen und der Geschichte des Staatsrechts. Schmitt und Jünger betrachten nur jeweils unterschiedliche Aspekte – der eine Fragen des Staatsrechts und der andere betreibt eine metaphysische Zeitdiagnose und versucht daraus Handlungsvorschläge abzuleiten. Bei beiden geht es jedoch auch (mehr oder minder unausgesprochen) darum, eine Revolution herbeizuschreiben, die den Liberalismus und das Bürgertum hinwegfegt und dem über die Welt hereinbrechenden totalen (wahlweise auch elementaren) Zeitalter endlich gerecht zu werden und sich zu *rüsten*.

Jüngers (zu Schmitts paralleler) Erkenntnis ist somit, dass der Erste Weltkrieg hier zwischenzeitlicher Höhepunkt einer historischen Entwicklung zunehmender Dynamisierung und Entwicklung der menschlichen Lebenskräfte ist. Ein grundlegender Unterschied zwischen Carl Schmitt und Ernst Jünger besteht nun darin,

---

108 Zitiert nach: Schmitt, Carl: Der Begriff des Politischen. Text von 1932 mit einem Vorwort und drei Corollarien, Berlin: Duncker & Humblot 2009, S. 25.



dass für Schmitt der für beide Denker paradigmatische Begriff des Krieges im Gegensatz zu Ernst Jünger keine Folge einer Anthropologie des reinen Kriegerturns ist. Krieg ist für Schmitt ein historisch-existenzieller Grenzbegriff, der konstitutiv für kollektives politisches Handeln ist und bei dem die Bereitschaft der Akteure zumindest theoretisch bis zum Äußersten zu gehen – der physischen Vernichtung des Feindes –, gegeben sein muss, um das begriffliche Kriterium zu erfüllen, die Schwelle des Politischen zu überschreiten. Schmitt denkt jedoch vom Frieden aus – »Kriege werden geführt, um Frieden zu schließen«<sup>109</sup> und die existenzielle Drohung mit dem Kriege konstituiert und strukturiert das Feld des Politischen. Ernst Jünger hingegen bekräftigt noch am Tage nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten in einem Radiointerview und Streitgespräch mit dem Schmitt-Schüler Paul Adams eine anders gelagerte Sichtweise, die er in *Der Kampf als inneres Erlebnis* schon ausgeführt hatte: »[D]er Mensch sei nicht auf den Frieden angelegt«<sup>110</sup> und der Krieg sei somit eine anthropologische Notwendigkeit. Während Schmitts Begriff des Krieges also von der das Politische begründenden, existenziellen »Dezision« ausgeht, so bleibt auch bis zum Ende der Weimarer Republik Jüngers Kriegsbegriff anthropologische Grundkonstante des vitalen Lebens. Diese Haltung kommentiert Schmitt wiederholt ablehnend. Schmitt trennt seine politisch-dezisionistische Perspektive ab von Jüngers *agonalen* Perspektive.<sup>111</sup>

Im Krieg selbst brachte dies die neuartige Erscheinung der Totalen Mobilmachung mit sich.

»Neben den Heeren, die sich auf den Schlachtfeldern begegnen, entstehen die neuartigen Heere des Verkehrs, der Ernährung, der Rüstungsindustrie, – das Heer der Arbeit überhaupt. In der letzten, schon gegen Ende dieses Krieges angedeuteten Phase, geschieht keine Bewegung, und sei es die einer Heimarbeiterin an ihrer Nähmaschine, mehr, der nicht eine zum mindesten indirekte kriegerische Leistung innewohnt. In dieser absoluten Erfassung der potentiellen Energie, die die kriegführenden Industriestaaten in vulkanische Schmiedewerkstätten verwandelt, deutet sich der Anbruch des Zeitalters des vierten Standes vielleicht am sinnfälligsten an, sie macht den Weltkrieg zu einer historischen Erscheinung, die an Bedeutung der französischen Revolution zum mindesten ebenbürtig ist.«<sup>112</sup>

109 Høibraaten, Helge: Carl Schmitt, Henrik Ibsen und die Politische Theologie. Die Kronpräntenden, Kaiser und Galiläer und die Lehre vom Dritten Reich, in: Faber, Richard/Høibraaten, Helge (Hg.): Ibsens »Kaiser und Galiläer«. Quellen – Interpretationen – Rezeptionen, Würzburg: Königshausen & Neumann 2011, S. 245.

110 Ebd.

111 Vgl. hierzu Schmitt, Carl: Staat, Grossraum, Nomos, Berlin: Duncker & Humblot 1995.

112 Jünger, Ernst: Die totale Mobilmachung, in: Jünger, Ernst (Hg.): Krieg und Krieger, Berlin: Mittler 1930, S. 14.

Während die tatsächliche Kriegsarbeit und die Fabrikarbeit Ausdruck des aktiven Arbeitstypus sind, so stellt Jünger hier eine Rangordnung auf, in der die »passive Arbeit« mindestens eine ebenso wichtige Rolle spielt. In seinem Konzept der Arbeit steht die für den liberalen Bürger entfremdende Grunderfahrung der Mass – die *passive Arbeit*. Es geht um die Grunderfahrung, nur noch funktional über Reklame und moderne Medien, behavioristisch auf Ziffern und bunte Lichter im Straßenverkehr zu reagieren.<sup>113</sup> Der aktive Arbeitertypus, der sich bspw. in den Stoßtrupps des Weltkrieges finden wird, ist überhaupt erst möglich durch diese innere und äußerliche Bearbeitung des Menschen durch die Vermassung. Diese Massenkultur ist für Jünger Ausdruck der größeren Wirkung der Gestalt des Arbeiters, welche in anderen Arbeitsbegriffen, die seinerzeit diskutiert wurden, fälschlicherweise außer Acht gelassen wurden. Arbeit ist nicht nur materialistisch und soziologisch zu fassen, sondern Arbeit ist eine totaler »Jahrhundertprozess«, der ganz tief in allen Ebenen des Lebens Einzug gehalten hat.<sup>114</sup> Das Konzept der passiven Arbeit in Form der manipulativen Massenkultur ist ein Topos, welches übrigens Adorno und Horkheimer 1947 in der *Dialektik der Aufklärung* »sehr kritisch, aber auch mit einer Mischung aus Abscheu und Faszination«<sup>115</sup> aufgreifen werden. Interessant ist für Harro Segeberg an dieser Stelle, dass man in Adornos und Horkheimers Kritik »glaubt [...] bis zur Wahl der Metaphern hinein immer noch Jünger zu hören«.<sup>116</sup> Jünger bezeichnet diesen Jahrhundertprozess wie schon ausgeführt als Totale Mobilmachung, welche nichts anderes als ein Prozess der Vertiefung des Phantasmas der Moderne ist: des vollendeten Zugriffs der Macht auf die vitalen Kräfte des Lebens durch passive und aktive Arbeit.<sup>117</sup>

»Um Energien von solchen Ausmaßen zu entfalten, genügt es nicht mehr, den Schwertarm zu rüsten, – es ist eine Rüstung bis ins innerste Mark, bis in den feinsten Lebensnerv erforderlich. Sie zu verwirklichen, ist die Aufgabe der totalen Mobilmachung, eines Aktes, durch den das weit verzweigte und vielfach differenzierte Stromnetz des modernen Lebens durch einen einzigen Griff am Schaltbrett dem großen Strome der kriegerischen Energie zugeleitet wird.«<sup>118</sup>

Der Schwertarm kann als eine Anspielung auf Thomas Hobbes' übermächtigen Leviathan gelesen werden. Auf dem Titelblatt des Buches *Leviathan* von Hobbes findet

113 Vgl. Segeberg, Harro: Technikverwachsen. Zur »organischen Konstruktion« des »Arbeiters« bei Ernst Jünger, in: Eggert, Hartmut/Schütz, Erhard/Sprengel, Peter (Hg.): *Faszination des Organischen. Konjunkturen einer Kategorie der Moderne*, München: ludicum 1995, S. 217ff.

114 Vgl. ebd., S. 220.

115 Ebd., S. 219.

116 Ebd., S. 219.

117 Vgl. ebd., S. 211–230.

118 Jünger, Ernst: *Die totale Mobilmachung*, in: Jünger, Ernst (Hg.): *Krieg und Krieger*, Berlin: Mittler 1930, S. 14.

sich ein Bild dieses Leviathan. Zu sehen ist der absolute Herrscher mit einer Krone auf dem Kopf, der über die Ländereien, die Städte, die Stände und die Bewohner herrscht. Der absolute Herrscher, der über dem Reich thront. Bezeichnend ist, dass sein Körper bei genauerem Hinsehen aus den vielen Körpern seiner Untertanen besteht, die dem Gesellschaftsvertrag eingewilligt haben. In der rechten Hand hält er das Schwert und in der linken hält er den Krummstab – also die Zeichen für die weltliche und die geistliche, spirituelle Macht. Jünger nutzt dieses Bild des Schwertarmes in seinem Beitrag sicherlich bewusst. Jünger wollte hier eine Entwicklung der Moderne andeuten. Hobbes versuchte seinerzeit – so hat Foucault *In Verteidigung der Gesellschaft* erläutert – den absolutistischen Staat als eine (auf geometrischer Basis der Körper bestehende) Konstruktion zum Wohle aller, egal ob nun wirklich jeder zugestimmt hat oder nicht, zu rechtfertigen. Diese Argumentation richtete sich gegen die Revolutionäre im England des 17. Jahrhundert. Doch losgelöst von dieser Frage hat Hobbes für die politische Theorie einen entscheidenden Analyserahmen vorgelegt. Hobbes ging es mit seinem Gesellschaftsvertrag um eine mechanistisch-anthropologische Rechtfertigung des großen Automaten, der Souveränität, des Rechts des Schwertes in Zeiten der zunehmenden *Freiheiten*. Es ging ihm darum, die unbedingte Souveränität des Staates im Wohle aller anzusetzen. Ein zutiefst modernes Unterfangen. Rudolf Augstein hat in einem treffenden Essay über Hobbes' Leviathan formuliert:

»Für die Vorstellung des Staates als eines Kunstprodukts menschlicher Berechnung hat Hobbes den entscheidenden Schritt getan. Der ›große Mensch‹, der Staatslenker als handelnde Maschine, war für immer vorgestellt. Nötig war nun nur noch, auch den kleinen Menschen, das Individuum als ›homme machine‹ vorzustellen, was die Philosophen zwischen Hobbes und *Foucault* [Kursivierung N. A.] gründlich besorgt haben.«<sup>119</sup>

Das ist ein interessanter Gedankengang von Rudolf Augstein. Hobbes stellte die überlebensgroße Maschine des Souveräns in den Dienst der Berechnung und Mehrung des Gemeinwohls. Einen Faden, den auch Rudolf Smend und Carl Schmitt aufgegriffen haben, wie ich oben gezeigt habe. Worauf nun »die Philosophen zwischen Hobbes und Foucault« aufmerksam machen, ist, dass diese Konstruktion des Wohls der Gemeinschaft im Bann der Souveränität nun einen spiegelbildlichen Prozess der Konstruktion des modernen Menschens, der »homme machine« zur Folge hat. Dem mechanistischen Souverän steht seither das mechanistisch verstandene Körper-Individuum gegenüber. Die Macht des Schwertes des Leviathans basiert auf der Lebenskraft des Körper-Individuums. Michel Foucault, Carl Schmitt und Ernst Jünger gehören dieser Aufzählung Augsteins an. Sie sind Denker, die

119 Augstein, Rudolf: Hobbes und wir, in: Der Spiegel 2, 1983, S. 137.

sich mit dem Zusammenhang der kleinen *homme machine* mit der großen Maschine der *ratio status* beschäftigen. Sobald der große Souverän als Kunstprodukt der menschlichen Berechnung für das Wohl aller vorgestellt ist, kann die Dialektik der Aufklärung überhaupt erst beginnen. Das Wohl des Einzelnen, die Freiheit, die Gerechtigkeit, der ewige Friede sind alles Kategorien, die im Laufe der nächsten Jahrhunderte scheinbar bruchlos in die Hand einer *ratio status* gelegt werden, die am langen Ende doch ein Schwert in der Hand trägt. Im Namen des Wohles jedes Einzelnen wird im Auftrag der Souveränität das einzelne Leben dynamisiert und mobilisiert – für das Wohl des Einzelnen wird der Einzelne immer tiefer in einen Arbeitsprozess hineingezogen. Und all diese Arbeit – unter dem Vorwande des Wohls jedes Einzelnen – führt doch am Ende zum Erstarken des bedrohlichen Schwertarms, weil alle anderen gestärkten Körperteile doch auch wieder zur allgemeinen Kräftigung des Souveräns führen. Worauf Jünger aufmerksam machen will, ist diese Dialektik der Aufklärung, die die Würde des Einzelnen an erste Stelle stellt, jedoch beim Absichern dieser Würde wieder auf Hobbes' Souverän zurückgreift, der den Einzelnen in seine Maschine einspannt und den Einzelnen so selbst auch zur Maschine macht.<sup>120</sup> Und diese Gesamtmaschine ist darauf ausgerichtet, sich selbst stets weiter zu stärken – und das zeigt sich letztendlich in der zunehmenden Dynamisierung des Lebens, welche sich im Frieden in der totalen Arbeitsgesellschaft und im Krieg in der Totalen Mobilmachung zeigt. Vor diesem Hintergrund der Dialektik der Aufklärung, so Jünger, wird auch klar, dass der Unterschied zwischen Kapitalismus und Sozialismus letztlich keinerlei wirklichen Widerspruch bedeutet, sondern beide – unter verschiedenen Vorzeichen vielleicht – Ausdruck desselben Fortschritts des Zugriffs der Macht über das Leben bedeuten. Sie sind beide »zwei Seiten der großen Kirche des Fortschrittes, die sich hier vertragen und dort in erbittertem Kampfe stehen«.<sup>121</sup>

Der Krieg wird – wie alles andere zunehmend auch – ein gigantischer Arbeitsprozess der Gesellschaft. Diese Totale Mobilmachung unter der De-facto-Diktatur Erich Ludendorffs im Ersten Weltkrieg stellt eine extreme Form des Ausnahmezustands dar. Es handelte sich um eine Mobilisierung der Kräfte, wie es sie vorher noch nicht gegeben hatte: Die Änderung der Geldwährung, die Rationierung der Rohstoffe und Lebensmittel, die rechtliche Überführung des Arbeitsverhältnisses in das Militärverhältnis, die Pflicht zum Zivildienst, die Bewaffnung der Handelsschiffe sowie die beinahe unbegrenzte Ausdehnung der Macht des Militärs stellten eine totale Verfügbarkeit der menschlichen Produktivkräfte unter den Staat dar, den es bis dato nicht gegeben hatte. Jüngers Ziel, eine Erklärung für den verlorenen Krieg zu geben, hängt dann auch mit dieser Totalen Mobilmachung zusam-

120 Hier knüpft Michel Foucaults *Überwachen und Strafen* eins zu eins an.

121 Jünger, Ernst: Die totale Mobilmachung, in: Jünger, Ernst (Hg.): *Krieg und Krieger*, Berlin: Mittler 1930, S. 27.

men. Seiner Meinung nach ist es der deutschen Führung misslungen, eine *Sprache des Fortschritts* zu sprechen, die es diskursiv gewährleisten hätte können, wirklich effizient alle Lebensbereiche, alle politischen Lager und sozialen Bereiche total zu mobilisieren. Denn entscheidend sind die ideologischen und kultischen Momente, die Menschen diskursiv einbinden in das System. Und genau das sei dem Deutschen Reich nicht so gelungen wie den westlichen Alliierten. Daher, so Jünger, konnte die Mobilmachung technisch gesehen nicht ganz an ihre Grenzen getrieben wurde. Hintergrund sind für ihn die veralteten Herrschaftsstrukturen des deutschen Kaiserreichs gewesen. So sei es kein Wunder, dass ausgerechnet die amerikanische Demokratie, die im Gegensatz zum alten Preußen sogar kein Militärstaat war, die Mobilisierung besser gewährleisten konnte als das Deutsche Reich. Denn es ging nicht um die militärische Tradition einiger Bevölkerungsteile, sondern um das universale Moment eines Arbeitsprozesses, zu dessen Teil der Krieg des 20. Jahrhunderts sich entwickelt hatte. Hier nun schließt sich auch der Kreis mit den Ausführungen Carl Schmitts zu den totalitären Tendenzen der liberalen Demokratie. Die Vereinigten Staaten konnten schlicht und ergreifend auf mehr vitale Lebenskraft zugreifen, weil eine Demokratie zur Dynamisierung von Massen *per se* strukturell geeignet ist. Und der demokratische Universalismus, der in Friedenszeiten schon für bestimmte Werte Massen mobilisieren kann und zur Lebenskraft der Menschen somit besser Zugang hat, ist auch im Krieg eher in der Lage, total zu mobilisieren.<sup>122</sup> Entscheidend ist, dass diese Mobilisierung im Einklang steht mit dem Diskurs des Fortschritts. Ansonsten kann sie nicht möglichst alle Bevölkerungsteile ansprechen und in diese Mobilisierung einbinden. Jünger argumentiert nun am Beispiel des Ersten Weltkrieges, dass das Deutsche Reich eben den Krieg nicht *militärisch*, sondern wegen mangelnder Totaler Mobilmachung verloren habe. Weil große Bevölkerungsteile ideologisch nicht erreicht werden konnten. Schon allein der Kriegsgrund auf den beiden Seiten sei hier sehr aufschlussreich. Während das Deutsche Reich und die Habsburger Monarchie aufgrund der Verletzung des dynastischen Prinzips (dem Fürstenmord von Sarajevo) in den Krieg zogen und als Begründung nutzen konnten, so kämpfte Frankreich in Selbstverteidigung und gemeinsam mit Großbritannien und später den USA im fortschrittlichen Auftrag der Werte des Völkerrechts (Neutralität Belgiens) und für die Werte der Französischen Revolution. Es lief darauf hinaus, dass die westlichen Alliierten einen »Kreuzzug« im Namen des Fortschritts führten, während das Deutsche Reich und Habsburg (zumindest vordergründig) für die Fortschritts-ferne Reaktion kämpften. Die tiefe Dynamik für eine Totale Mobilmachung konnte in Deutschland nicht entfesselt werden, weil schon die Begründung dieses Krieges der Fortschrittsdynamik entgegenstanden habe.<sup>123</sup> Während die westlichen Alliierten zur Begründung ihrer To-

122 Vgl. ebd., S. 16ff.

123 Vgl. ebd., S. 18f.

talen Mobilmachungen sich auf der richtigen Seite der Geschichte des Fortschritts befanden und völkerrechtliche Verträge zu schützen vorgaben, sprach Reichskanzler Bethmann-Hollweg in reaktionärer Manier im Zusammenhang mit der missachteten Neutralität Belgiens von einem »Fetzen Papier«.<sup>124</sup> Jünger weist auf den Zusammenhang hin, dass ein Reich, das im 20. Jahrhundert für den Fortschritt mobilisieren will, bei Verträgen, dem Urmeter des modernen Liberalismus, nicht einfach von einem Fetzen Papier sprechen kann – im Absolutismus zerreiße man Verträge, im Liberalismus, so Jünger, lege man sie aus! Deutschland habe versagt, seine Sprache für die Totale Mobilmachung im Rahmen dieses Geistes der Zeit zu sprechen. Der deutsche Begriff der »Kultur« habe nichts so Fortschrittliches wie es bspw. »civilisation« im angelsächsischen Raum habe.<sup>125</sup>

Jünger befindet sich mit seinem Beitrag *Die totale Mobilmachung* im Trend dieser Nachkriegszeit. Typisch für einen nationalistischen und revolutionären Vertreter seiner Zeit, stellt er sich nicht die Frage nach dem Sinn bzw. Unsinn des letzten Krieges, sondern er versteift sich auf den Fakt der Niederlage und was man daraus lernen könne. Es kommt auch nicht von ungefähr, dass Jünger und seine Co-Autoren vom *Ersten Weltkrieg* sprechen. Schon in seinen *Stahlgewittern* und in *Der Kampf als inneres Erlebnis* folgert er aus den Entwicklungen der Moderne, dass dieser Krieg zwangsläufig nur der Auftakt zu weiteren Ausbrüchen elementarer Gewalt sein könne. Bei Ernst Jünger selbst findet man nur mystische, kryptische Begründungen, die nicht präzise angeben, woher diese Gewissheit rührt, dass sich nun ein Zeitalter der zunehmenden Steigerungen dieser elementaren Ausbrüche anbahne. Ernst Jüngers Bruder Georg-Friedrich, dessen Beitrag zum Sammelband 1930 auch den Namen *Krieg und Krieger* verleiht, führt diesen Zusammenhang explizit aus. Für ihn gibt es einen intrinsischen Zusammenhang zwischen einer zunehmenden Macht über das Leben, die sich in der Entwicklung des Kapitalismus gezeigt habe, und dem Vernichtungskrieg des 20. Jahrhunderts. Das Scharnier ist der Imperialismus. Hier zeigt sich eine Analogie zu Lenins These in *Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus*, in dem Lenin argumentiert, dass kurz vor dem *Ersten Weltkrieg* der wirtschaftliche Weltmarkt vollendet worden sei und internationale Trust-Monopole mit Staaten im Hintergrund nun beginnen, die Verteilung der Weltressourcen infrage zu stellen, eine total aufgeteilte koloniale Welt immer wieder neu aufzuteilen. Das Kräfteverhältnis zwischen den neuen imperialistischen Kräften kann damit nicht dauerhaft stabil sein. Zeiten des Friedens

124 Vietsch, Eberhard von: Bethmann Hollweg. Staatsmann zwischen Macht und Ethos, Boppard am Rhein: Boldt 1969, S. 193.

125 Vgl. Jünger, Ernst: *Die totale Mobilmachung*, in: Jünger, Ernst (Hg.): *Krieg und Krieger*, Berlin: Mittler 1930, S. 20f.

werden somit zu Atempausen zwischen den imperialen Kriegen.<sup>126</sup> Im Vorwort zur deutschen Ausgabe schreibt Lenin:

»Im Büchlein wird der Beweis erbracht, daß der Krieg von 1914-1918 auf beiden Seiten ein imperialistischer Krieg (d.h. ein Eroberungskrieg, ein Raub- und Plünderungskrieg) war, ein Krieg um die Aufteilung der Welt, um die Teilung und Neuverteilung der Kolonien, der ›Einflußsphären‹ des Finanzkapitals usw.

[...]

Der Kapitalismus ist zu einem Weltsystem kolonialer Unterdrückung und finanzieller Abwürgung der großen Mehrheit der Bevölkerung der Erde durch eine Handvoll ›fortgeschrittener‹ Länder geworden. Und in diese ›Beute‹ teilen sich zwei, drei weltbeherrschende, bis an die Zähne bewaffnete Räuber (Amerika, England, Japan), die die ganze Welt in ihren Krieg um die Teilung ihrer Beute mit hineinziehen.

[...]

Dutzende Millionen von Leichen und Krüppeln, die der Krieg hinterließ – ein Krieg, der darum geführt wurde, ob die englische oder die deutsche Gruppe von Finanzräubern einen größeren Teil der Beute erhalten soll [...].«<sup>127</sup>

Im Stadium des Imperialismus entstehen zunehmend Unwuchten im Weltwirtschaftssystem, die Lenin in der unterschiedlichen Entwicklung der realwirtschaftlichen Produktionsverhältnisse (bspw. der unglaublichen Steigerung der Stahlproduktion in Deutschland gegenüber England zwischen 1870 und 1914) gegenüber den Entwicklungen der Konzentration des Finanzkapitals in den Händen Weniger, die eher hinter England und den USA standen (v.a. englische und französische Millionäre). Monopolkartelle eignen sich ganze periphere Landstriche innerhalb kürzester Zeit an, um diese zu industrialisieren (Lenin dient hier die Statistik des Eisenbahnausbaus im Zentrum und in der Peripherie der Weltwirtschaft als Quelle) und dadurch außerhalb der schon hochentwickelten Zentren hohe Profite als Finanzkapital anzuhäufen. Parallel dazu endet die Verteilung der Kolonialgebiete und das Abstecken von Hegemonie-Gebieten der Staaten. Wie anders als durch Gewalt, so fragt Lenin, könnten diese Unwuchten zwischen den Nationen (bzw. zwischen den Monopolisten und den Nationalstaaten) aufgelöst werden? Der Erste Weltkrieg ist daher für Lenin der Auftakt zu einer Reihe an imperialistischen Kriegen um die nationale Hegemonie im Weltfinanzkapitalismus, das durch innere »Fäulnis« zwischen »parasitären« Monopolstrukturen, Rentiermentalität west-

126 Vgl. Lenin, Vladimir Il'ič: Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus, Moskau: Verlagsgenossenschaft ausländischer Arbeiter in der UdSSR, 1945.

127 Ebd., S. 5ff.

licher Bourgeoisien und Abschöpfungs- und Verschuldungsstrukturen in den Kolonialstaaten gezeichnet ist.<sup>128</sup>

Auch Georg-Friedrich Jünger kommt zu derselben Schlussfolgerung. In einer Verkehrung des Sprichwortes von Heraklit meint er: »Friedenzustände nämlich sind jene Zustände, in denen der Krieg latent ist. Der Friede ist der Vater des Krieges [...].«<sup>129</sup> Georg-Friedrich Jünger leitet, wie Lenin auch, die Notwendigkeit einer bevorstehenden Abfolge an Kriegen aus der wirtschaftlichen Entwicklung ab, die sich im vorangegangenen Jahrhundert zugespitzt hat. Alles sei in dynamische Bewegung geraten, der Zahn der Zeit bestehe in der Dynamisierung des Lebens. Der Erste Weltkrieg, so bestärkt Georg-Friedrich Jünger, ist eins zu eins Ausdruck des Schlachtrufs des Kapitalismus generell: »Konzentration aller Energie! Zentralisation! Rationalisierung aller Produktionsvorgänge! Intensivierung! Normung!«<sup>130</sup> Die interessante Wendung nun besteht bei Georg-Friedrich aber auch beim Ernst Jünger des *Arbeiters* darin, dass im Gegensatz zu Lenin nicht die innere *Notwendigkeit* des Kapitalismus in seiner imperialistischen Phase diesen kriegesischen Schlachtruf vorgibt. Die Ökonomie ist nicht das alles Determinierende. Nein, hinter diesen Entwicklungen steht letztlich eine vitalistische Lebensmacht, die nichts mit der Ökonomie zu tun hat, sondern eine strategische Kraft darstellt, welche die zunehmende Ausbeutung der Lebenskräfte aus der Vitalität des Lebens selbst heraus begründet. Georg-Friedrich und Ernst Jünger (sowie wohl auch Carl Schmitt) erkennen diese Lebensmacht in der Geschichte der Moderne, des Staatsrechts, der Staatsräson, in der Entstehung des Politischen, des Fortschritts, des Kapitalismus und in ihrem Kristallisationsereignis des Ersten Weltkriegs und der dortigen Totalen Mobilmachung. Ganz konkret dazu schreibt Georg-Friedrich Jünger:

»Eisenbahnen, Flugzeuge, Kriegsschiffe, Untergrundbahnen, Hochspannungsleitungen, Kraftwerke sind nicht deshalb geschaffen, weil sie Instrumente einer höheren Ökonomie darstellen. Sie sind Erscheinungen und Mächte eines Lebens, sie rüsten, schützen, stärken es, und erst deshalb, weil sie es tun, kommt ihnen wirtschaftliche Bedeutung zu. Eine solche Bedeutung gewinnt heute alles, was geeignet ist, die Bewegung zu steigern, was brauchbar ist, das unablässig wachsende Quantum der Arbeit zu bewältigen, was Kraft erspart, um die Leistung zu erhöhen und den ungeheuren Verzehr der Energien fördert.

[...]

Das Expansive dieser planetarischen Aktion tritt ins Bewußtsein; der imperiale Zug, den sie trägt, wird sichtbar. Das Phänomen, das ihr zugrunde liegt, entzieht sich der Analyse; es gibt keine Antwort auf die Frage, warum alles das geschieht.

128 Vgl. ebd., S. 62-105.

129 Jünger, Georg-Friedrich: Krieg und Krieger, in: Jünger, Ernst (Hg.): Krieg und Krieger, Berlin: Mittler 1930, S. 58.

130 Ebd., S. 66.



Wohin aber führt es? Wer spürt nicht, daß sich hier etwas außerordentlich Drohendes vorbereitet; wen rührt nicht die Ahnung an, daß sich neue Entscheidungen nahen, die in einer Epoche der Entfesselung aller Kräfte vernichtend zu werden drohen, Entscheidungen, die so endgültig und unwiderruflich sind, daß keine Zeit mehr zu verlieren ist bis zu dem Termin, an dem ihr Eintritt erfolgt.«<sup>131</sup>

Hinter der Dynamisierung der Arbeit, die ein imperiales System hervorruft, welches zwangsläufig zu imperialen Kriegen führen wird, stecken am langen Ende keine ökonomischen Zwänge, die auch kein wissenschaftlicher Sozialismus ans Tageslicht bringen könnte. Was hier geschieht, entzieht sich der oberflächlichen Zweckrationalität und ist ein tiefergehender Prozess der Dynamisierung der Lebenskräfte des Menschen. Weder Ernst noch Georg-Friedrich Jünger geben an dieser Stelle in diesem Sammelband Auskunft über den genauen Hintergrund dieses metaphysischen Abrollens einer Entwicklung mit planetarischen Auswirkungen. Worauf beide jedoch hinweisen, ist die Entwicklung, dass die technologischen und sozialen Entwicklungen, die im Fortschrittsglauben des Liberalismus des 19. Jahrhunderts als eine Art fortschreitende »Zivilisierung« gedeutet wurden, eher als eine dynamischere Ordnung der Kräfte des Lebens verstanden werden müssen, welche *per se* weder friedlich noch krieglerisch ist. Sondern es gilt, dass durch die zunehmende Ordnung und Dynamisierung aller Kräfte des Lebens jeder elementare Konflikt zu einer höllischen Materialschlacht mutieren muss, da jeder Krieg auf der Höhe der technologischen Entwicklungsstufe der Gesellschaft geführt wird. Der Krieg der Zukunft wird jedoch auch stets ein totaler sein, weil die Gesellschaft auch im Friedenszustand eben eine *totale Arbeitsgesellschaft* geworden ist. Ernst Jüngers Ziel ist es zu zeigen, dass die westlichen Alliierten den Krieg gewannen, weil sie es besser geschafft haben, diesen metaphysischen Prozess der Dynamisierung des Lebens durch eine Sprache des Fortschrittes zur Mobilisierung der Massen für den Arbeitsprozess des Krieges nützlich zu machen. Ohne nun auf all seine teilweise nicht ganz nachvollziehbaren Schlüsse für die Mobilisierungen für das »geheime Deutschland«<sup>132</sup> und seine romantisch-nationalistischen Ausführungen über das »tiefere Deutschland«, für das man gerne gestorben sei,<sup>133</sup> einzugehen, so ist doch das Entscheidende für die vorliegende Arbeit: Der liberalen Aufklärung liegt eine Dialektik zugrunde. Die Werte Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in Verbindung mit dem Zweckrationalismus des Kapitals führten zu genau gegenteiligen Resultaten. Denn hinter der Prosa der Aufklärung steckt eine »Macht über das Leben«, welche durch eine Neuordnung der Gesellschaft die Lebenskräfte der Menschen dynamisiert und dem großen Triebwerk der Moderne zuführt. Dabei

131 Ebd., S. 67.

132 Jünger, Ernst: Die totale Mobilmachung, in: Jünger, Ernst (Hg.): Krieg und Krieger, Berlin: Mittler 1930, S. 28.

133 Vgl. ebd., S. 29.

handelt es sich um eine apersonale Macht, deren Herkunft nicht näher bestimmbar ist. Es gibt jedoch einige Hinweise dafür, dass diese Lebensmacht, die Jünger hier zum Ende seiner völkisch-nationalrevolutionären Phase noch nicht näher ausführt, irgendwie aus dem Leben selbst hervortritt. Jünger befindet sich, das merkt man deutlich, im Übergang von seiner völkisch-nationalistischen Phase hin zu einer Analyse planetarischer Prozesse der Arbeitsgesellschaft.

Für sich fasst Jünger den Gedankengang seines Textes auf Seite 22 am besten zusammen:

»Die totale Mobilmachung als Maßnahme des organisatorischen Denkens ist nur eine Andeutung jener höheren Mobilmachung, die die Zeit an uns vollzieht. Dieser Mobilmachung wohnt eine eigene Gesetzmäßigkeit inne, mit der das menschliche Gesetz, wenn es wirksam sein soll, parallel laufen muß.«<sup>134</sup>

Es gibt eine »höhere Mobilmachung«, eine metaphysische Gesetzmäßigkeit, die charakteristisch ist für die Moderne. Wenn »wir« ihrem Geheiß nicht folgen, werden wir untergehen. Deutschland müsse sich wappnen für dieses neue elementare Zeitalter. Dieser Krieg würde nicht der letzte werden, sondern sei nur Auftakt gewesen für eine Reihe weiterer planetarischer Schlachten. Klar ist Jüngers Schrift in erster Linie eine Zeitdiagnose – doch diese Diagnose verrät eine beinahe totale Dringlichkeit, sich zu wappnen, sich den metaphysischen Gesetzmäßigkeiten der Epoche zu unterwerfen und sich dem totalitären Staat zu unterwerfen. Recht offen spricht Jünger das zu Beginn seines Textes an, als er über die versuchte Totale Mobilmachung im Deutschen Reich schreibt:

»Dennoch wurden, trotz der ebenso grandiosen wie furchtbaren Schauspiele der späten Materialschlachten, in denen das menschliche Organisationstalent seine blutigen Triumphe feierte, die letzten Möglichkeiten noch nicht erreicht. Sie sind, selbst wenn man sich auf die Betrachtung der rein technischen Seite dieses Prozesses beschränkt, auch nur zu erreichen, wenn das Bild des kriegerischen Vorganges schon in die Ordnung des friedlichen Zustandes vorgezeichnet ist.«<sup>135</sup>

Den allzu bürgerlichen Freiheiten weiterhin zu frönen, das heißt letztlich das Gebot der Stunde nicht verstanden zu haben: die Totale Mobilmachung nicht mehr als Ausnahme zu sehen, sondern zur Regel zu machen, wenn man nicht untergehen will. Letztlich steckt hierin die Vorstellung eines totalitären Staatssystem, das alle gesellschaftlichen Teile und Funktionen für sich in Beschlag genommen hat und die Hierarchien und die Nützlichkeitslogik des Militärs auf die ganze Gesellschaft ausdehnt. Das ist Jüngers Appell – gestützt auf seiner Zeitdiagnose einer al-

134 Ebd., S. 22.

135 Ebd., S. 15.

les Rückständige verschlingenden, zunehmenden Dynamisierung der Lebenskräfte um jeden Preis.

## 6.2.6 Exkurs: Ungeahnte Parallelen mit Walter Benjamin

Noch im Jahr 1930 rezensiert Walter Benjamin, der prominente Linke der Weimarer Republik, den Sammelband *Krieg und Krieger*. Benjamin kritisiert freilich den Sammelband und die Autoren sehr scharf. Wegen ihrer Rede über den »ewigen Krieg«, den »Krieg als Vater aller Dinge« und in ihrer emblemhaften, teilweise undurchdachten und unterkomplex wirkenden Nationalismen bezichtigt Benjamin sie eines »lasterhaften Mystizismus«. Der Versuch, den Weltkrieg in Lettern des Heldenhaften zu beschreiben, bezeichnet er vor dem Hintergrund des von den Autoren völlig außen vor gelassenen Gaskriegs, der ja nichts mehr Heldenhaftes zulässt als »knabenhafte Verschwärmtheit«. Rundweg bezeichnet er die gesamte Kriegstheorie, die von den Autoren zu etablieren versucht wird, als zweifelhaften Versuch, »Thesen des l'Art pour l'Art auf den Krieg« zu übertragen.<sup>136</sup> »Falschere Töne«, »ungeschicktere Gedanken« und »taktlosere Worte« als die Rede vom »zu unedlem Geblüt«, das teilweise an der Front gewesen sein soll, von ewigem Heldentum und von mystischen Wiederauferstehungen archaischer Kämpfer könne man gar nicht zu Papier bringen, so Benjamin. Das sei nicht nur dünnes Denkprodukt, das lediglich die Herrschaft einer kleinen neu-nationalistischen Kaste ehemaliger Frontsoldaten zu einer Übernahme der Macht verhelfen solle. Auch wenn die Autoren im Namen eines »ewigen Deutschlands« und freiwilliger Frontsoldaten des Weltkriegs schrieben, so sei ihr Insistieren auf die Tugenden der Stärke, der Härte und der Verslossenheit vielmehr Ausdruck eines Aufrufs zu einer faschistischen Klassenherrschaft:

»Was sich hier unter der Maske erst des Freiwilligen im Weltkrieg, dann des Söldners im Nachkrieg, herabgebildet, ist in Wahrheit der zuverlässige faschistische Klassenkrieger, und was die Verfasser unter Nation verstehen, eine auf diesen Stand gestützte Herrscherklasse, die niemanden und am wenigsten sich selber Rechenschaft schuldig, auf steiler Höhe thronend, die Sphinxzüge des Produzenten trägt, der sehr bald der einzige Konsument seiner Ware zu sein verspricht.«<sup>137</sup>

Dass diese Gruppe von Autoren vom »ewigen Krieg« sprechen würden und mit einem unterkomplexen Nationalismus und irrationalen, mystischen Gefühlen einen solchen ewigen Krieg begründeten, ist für Benjamin kein Wunder. Es handle sich

136 Vgl. Benjamin, Walter: Theorien des deutschen Faschismus, in: Ders.: Gesammelte Schriften, Band III: Kritiken und Rezensionen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1972, S. 240.

137 Ebd., S. 248.

um den Reflex einer faschistischen Clique an Menschen, die nichts anderes kenne als den Krieg. Sie kenne den Frieden nicht. Daher wolle sie den Krieg aufrechterhalten. Der Krieg, so Benjamin, sei der Niedergang des Deutschen Idealismus durch einen »Sklavenaufstand der Technik« über den menschlichen Geist. Die faschistischen Klassenkämpfer hätten das erkannt – etwas, das Benjamin am Buch *Krieg und Krieger* ja in der Tat schätzt. Ebenso schätzt er die Charakterisierung Jüngers der aktuellen Wirklichkeit als einer total mobilgemachten Wirklichkeit. Die soziale Realität des deutschen Idealismus, das bürgerliche Regime sei nicht fähig gewesen, die riesenhaften technischen Potenziale konstruktiv für die Menschheit einzusetzen, sondern habe versucht, die (menschliche) Natur von der Technik zu separieren. So beginnt Benjamin seine Rezension mit einem Bericht des royalistischen und anti-semitischen Schriftstellers Léon Daudet über den Pariser Autosalon, der für Benjamin wie folgt zusammenfassbar sei: »L'Automobile c'est la guerre.«<sup>138</sup> Diese interessante Verknüpfung des Automobils – als Platzhalter für die technischen Alltagsrevolutionen – mit dem Krieg greift Benjamin auf und folgt dieser Aussage mit der Feststellung, dass die soziale Wirklichkeit zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht reif gewesen sei, »die Technik sich zum Organ zu machen, [und] daß die Technik nicht stark genug war, die gesellschaftlichen Elementarkräfte zu bewältigen«.<sup>139</sup> Hierin liege auch der Grund für den Ausbruch des Krieges und das grundsätzliche Problem im imperialistischen Zeitalter. Jünger, hierin bestärkt Benjamin ihn, habe zwar dieses Grundproblem der Moderne, das in der Vermittlung zwischen (menschlicher) Natur und Technik liege, erkannt. Aber wahr sei auch, dass er mit seinen Weggefährten eine allzu mystische und unterkomplexe Antwort gebe: und zwar den Triumph der Technik über die Natur in der Materialschlacht und die vermeintliche heroische Selbstaffirmation des faschistischen Klassenkämpfers. Die Schöpfung in der Zerstörung zu sehen, die Vernunft im *Rasenden Roland*, die Freiheit in der Überwindung des Körpers, die Verbundenheit mit dem »tiefen Deutschland« durch die Akzeptanz der technischen Notwendigkeit des Krieges – all das sei eine falsche Antwort auf ein richtig erkanntes Problem. Die Lösung des Problems, das sich eröffnet hat zwischen der sozialen Ordnung, der (menschlichen) Natur und der Technik ist nicht durch einen mystischen »ewigen Krieg« der Nationen beizukommen, indem den Destruktivkräften der Technik freier Lauf gewährt wird. Der Krieg, der eigentlich gerade gefochten wird, so Benjamin, sei

»[d]ie eine, fürchterliche, letzte Chance, die Unfähigkeit der Völker zu korrigieren, ihre Verhältnisse untereinander demjenigen entsprechend zu ordnen, das sie durch ihre Technik zur Natur besitzen. Mißglückt diese Korrektur, so werden zwar Millionen Menschenkörper von Gas und Eisen zerstückt und zerfressen werden [...]

138 Vgl. ebd., S. 238.

139 Ebd.

aber selbst die Habitués chthonischer Schreckensmächte [also die Autoren von *Krieg und Krieger* – Anm. N. A.], die ihren Klages im Tornister führen, werden nicht ein Zehntel von dem erfahren, was die Natur ihren weniger neugierigen, nüchterneren Kindern verspricht, die an der Technik nicht einen Fetisch des Untergangs, sondern einen Schlüssel zum Glück besitzen.«<sup>140</sup>

Kurzum: Jünger hat mit seiner Zeitdiagnose des Überhandnehmens des Technischen, des Maschinellen und der damit einhergehenden Dynamisierung menschlicher Lebenskräfte in den Augen Benjamins einer völlig richtige Analyse vorgelegt. Doch das Festhalten an einem *ewigen Krieg* und noch viel schlimmer an einem ewigen und tiefen Deutschland, das von einer kleinen Clique an faschistischen Klassenkriegern in einen Krieg einfach des Krieges wegen geführt werden soll, das sei weder durchdacht, noch werde es dem Ausgangsproblem – der Verwerfungen zwischen Natur, Gesellschaft und Technik – gerecht, sondern sei einfach ein »lasterhafter Mystizismus«. Ohne nun an dieser Stelle in die Tiefe zu gehen, so lässt sich aber eines festhalten: Bei genauerer Betrachtung und wenn man, wie der KPD-nahe Ernst Becher in einer Rezension der *Stahlgewitter*, zum Schluss kommt, dass Jüngers Nationalismus nur »aufgeklebt« sei und in theoretischen Aporien sich verstricke mit seiner metaphysischen Lebensmacht-These, dann kann das den Blick dafür öffnen, dass Benjamin und Jünger 1930 bestimmte Parallelen im Denken aufweisen. Denn auch Jünger geht es um einen Weg, sich dieser Entwicklung der technischen Revolutionen durch einen Staats- und Gesellschaftsaufbau zu unterwerfen, der endlich ein echtes Ineinandergreifen zwischen Technik und Natur ermöglicht. Oder noch konkreter: eine Gesellschaft zu schaffen, die dem Diktat der Anforderungen der technischen Dynamisierung gehorcht. Für Jünger ist die Totale Mobilmachung eine Art des organisatorischen Denkens, die alles und jeden im total verdinglichten Kosten-Nutzen-Kalkül der total technisch-rationalisierten Logik des dynamischen und metaphysischen Fortschritts erscheinen lässt. Diese Logik will Jünger auf die Friedenszeit ausdehnen, um einem zwingenden Gebot der Stunde gerecht zu werden. Hier sieht er sich bestätigt durch die parallel ähnlich verlaufende Entwicklung im faschistischen Italien, in der bolschewistischen Sowjetunion und selbst die dirigistischen Ansätze der US-Administration liest er so. Jünger wird diesen in *Die totale Mobilmachung* noch nicht gänzlich ausgearbeiteten Aspekt, in dem er mit Benjamin einig ist über eine nötige Zeitenwende, die Natur und Technik in der sozialen Ordnung aufhebt, zur vollen Ausarbeitung in seiner im *Arbeiter* geprägten Formel der »Organischen Konstruktion« vervollständigen. Es ist kein Wunder, dass Jünger den »aufgeklebten« Nationalismus im *Arbeiter* aufgibt und ihm eine »planetarische« Aufgabe zugesteht, die, wie Benjamin auch sagt, alle Völker in einem technischen Gesamtzusammenhang vermitteln würde. Jünger

---

140 Ebd., S. 249f.

und Benjamin fordern Unterschiedliches, gehören unterschiedlichen politischen Kräften an, doch sie sind sich hier in dem, was Jünger als zwingende ›Organische Konstruktion‹ und den Umbau eines neuen planetarischen Fortschrittsstaates ansieht, doch sehr nahe.<sup>141</sup>

## 6.2.7 Zwischenfazit: der doppelte Krieg – als Elementares und Totales

Es hat sich nun in diesem relativ ausführlichen Kapitel gezeigt, dass für Jünger der Krieg eine hervorgehobene Rolle in der philosophischen und sozialen Analyse seiner Zeit spielt. Der Krieg ist für Jünger keine Ausnahme von der Regel, sondern ist Kristallisationspunkt für die Zeitdiagnose. In der Zusammenfassung seiner Kriegstagebücher zum Roman *In Stahlgewittern* schwankt Jünger zwischen seinem romantischen Kriegsverständnis des antiken Heldenepos und der kalten, klinischen Sachlichkeit der Darstellung einer Materialschlacht, in der der Einzelne keinen individuellen, sondern nur noch einen funktionalen Wert hat. Einerseits verteidigt Jünger die Vorstellung des Krieges als *innere Erfahrung*, als großes Wagnis, als den großen Sprung, der von Mut zeugt und dessen Hochgefühl das Leben ausmache. Anthropologisch gesehen ist Jünger der Überzeugung, dass der Krieg Ausdruck eines zeitlosen Rausches des *Lebendigseins*, des Drangs nach Selbstüberwindung und Selbstbestätigung ist, welcher durch kein Gesetz und keinen Vertrag der Welt eingedämmt werden könne. Leben, so spitzt Jünger zu, heiße in gewisser Weise auch immer zu töten. Am Leben ist nur der, der sich auch einmal über die Materie, über seinen Körper, über seinen Lebensdrang hinwegsetzt und seinem inneren Tier freie Bahn lässt.<sup>142</sup> Ganz im Sinne des Futurismus und des

141 Vgl. hierzu auch Helmuth Kiesel's weiterführende Ausführungen zu den Parallelen zwischen Ernst Jüngers und Walter Benjamins Denken hinsichtlich der Kulturpolitik und der Benjamin'schen Forderung nach einem neuen kulturellen »Barbarenum«, das für Kiesel in etwa gleichzusetzen sei mit der kulturellen »Gepäck erleichterung«, von der Jünger an diversen Stellen spricht. Kiesel, Helmuth: Ernst Jünger, Die Biographie, München: Siedler 2007, S. 398f.

142 Hier ergibt sich auf den ersten Blick eine gewisse Widersprüchlichkeit zu Jüngers These zur ›Organischen Konstruktion‹, wie sie in Kapitel 5.2 dieser Arbeit ausgeführt wurde. Es stellt sich die Frage, wie das innere Tier mit der Ununterscheidbarkeit zur Technik im Einklang stehen kann. Die vorliegende Arbeit kann den anthropologischen Implikationen von Jüngers teilweise widersprüchlichen Aussagen nicht bis in das Letzte nachgehen. Doch es lässt sich festhalten, dass in Jüngers Augen bei seinem ›neuen Menschen‹ es keinen Widerspruch zu geben scheint zwischen dem Animalisch-Triebhaften und der Verschmelzung mit der Maschine. Die ›Organische Konstruktion‹ scheint sich darin zu vollenden, dass das Instinktive und das Technische bei einem neuen Schlag Mensch kein Widerspruch mehr zu sein scheint – auch deshalb kann er wahrscheinlich die Freiheit im Gehorsam zu den Anforderungen der Technik postulieren – weil es eventuell eine innere Verwandtschaft zwischen dem Tier Mensch und der Technik gibt.

Expressionismus ist jede Einstellung zum Leben, die den aufklärerischen Impetus der Sicherheit und körperlichen Unversehrtheit so negiert, als ›vorbildlich‹ zu erachten. Interessant nun an Jüngers Kriegsverständnis ist, dass sich diese klar ästhetisch-anthropologische Sichtweise, die einem Leben in jedweder Gesellschaft entgegentläuft und als *unlebbbar* erscheint, sich mit einem technisch-vitalistischen Bild vom Krieg vereint. Bezeichnet Jünger den Krieg auf der ästhetisch-anthropologischen Seite einerseits als *elementar*, so beleuchtet er ihn gleichzeitig auch als Ergebnis eines technisch-modernen Prozesses der Dynamisierung und Totalisierung der Lebenskräfte, den die Aufklärung und die liberale Demokratie letztlich mit hervorgebracht haben, kurzum als Totale Mobilmachung. Man kann folglich zwei Hauptaussagen bei Jünger herausfiltern:

*Erstens* heißt Leben immer auch Kampf; es handelt sich dabei um eine anthropologische Grundkonstante, die sich daraus ableitet, dass Leben immer bedeutet, Grenzen zu sprengen, sich zu manifestieren und das, was einem im Wege steht, zu vernichten. Hier zeigt sich Jüngers Auseinandersetzung mit der Thematik des Willens zur Macht bei Nietzsche. In Jüngers Augen gibt es eine existenzphilosophische Verknüpfung zwischen Leben und Vernichtung. Um zu existieren, muss das Andere negiert werden und vom Anspruch her vernichtet werden. Hier zeigt sich im teilweise romantisierenden und bellizistischen Ton eine existenzialistische Grundeinstellung, die in der modernen Literatur von Nietzsche über Freud, Schmitt, Heidegger, Sartre bis hin zu Foucault und Chantal Mouffe und Ernesto Laclau in ähnlicher Art und Weise zu finden ist: Das prekäre Ich gibt es nicht ohne das gefährliche Andere.

*Zweitens* ist der Erste Weltkrieg Höhepunkt einer historisch einzigartigen Dynamisierung der vitalen Lebenskräfte, deren Wegbereiter erst der zunehmende Liberalismus und Kapitalismus waren, deren Endziel aber nicht rationalistisch zu fassen ist, sondern eine irgendwie geartete der technischen Sachlogik folgende metaphysische Grundkonstante unserer Zeit ist. Der Krieg erscheint hier nur als ein weiteres Indiz für diesen *totalen* technischen Zug der Moderne, den, wenn man als Volk bestehen möchte, man im Sinne einer entsprechenden Staats- und Gesellschaftsform *annehmen* müsse. Hier nun werden sich beide Seiten des Jünger'schen Kriegsverständnisses in *Der Arbeiter* wieder berühren: in der Gestalt des Arbeiters, die einerseits einen Typus prägen wird, der sich ästhetisch der anthropologischen Herausforderungen stellt und diese heroische Selbstüberwindung als Rädchen im System der Totalen Mobilmachung begehen wird. Und andererseits wird Jünger diese beiden Seiten des Kriegsverständnisses miteinander in der Figur der ›Organischen Konstruktion‹ aufheben. Einerseits die der Logik des Lebens folgende vitalistische Norm der Selbstübertretung und Normsetzung gegen jegliche Ordnung und andererseits die Ausrichtung jeglicher Produktivität und die Unterordnung jeglichen Lebens unter die technologischen Sachzwänge, die sich aus dem Zeitalter der technologischen Revolutionen ergeben.

### 6.3 Satz vier des biopolitischen Typus politischen Denkens

*Krieg ist der Schlüssel zum Verständnis unserer Kultur, Geschichte und Gesellschaft; Geschichte ist nicht in idealistischen Kategorien des Geistes zu verstehen, sondern Ausdruck strategischer Machtverhältnisse.*

Der einzig realistische Blick auf Kultur, Geschichte und Gesellschaft ist derjenige, der ihre dezisionistische und letztlich grundlose Basis offenlegt. Nietzsches Konzept des Willens zur Macht und der Genealogie ist für den biopolitischen Blickwinkel entscheidend. Geschichte ist eine Abfolge von verschiedenartigen und unterschiedlichen Ansprüchen strategischer Willen zur Macht. Die Moderne und die Aufklärung zeichnen sich durch eine verborgene, sich peu à peu durchsetzende und in der Totalen Mobilmachung kulminierende Strategie zur totalen Macht über das Leben aus. Um diese sichtbar zu machen, kann Michel Foucault die Macht nur in den Begriffen des Krieges und des Kampfes hegemonial analysieren – er nähert sich der Macht *strategisch*. Ob das Politische keinen Sinn außerhalb des strategischen Kräfteverhältnisse hat, darauf möchte sich Foucault zwar nicht letztlich festlegen lassen, jedoch zeigt sowohl sein methodologisches als auch philosophisch-theoretisches Fundament der 1970er Jahre, dass das Politische für ihn nur als Kampf um Hegemonie verstanden werden kann. Folglich sollen seine Genealogien Aktivisten helfen, diesen Kampf gegen die instrumentelle Rationalität der Moderne aufzunehmen. Ernst Jünger hingegen hat einen tatsächlichen Krieg vor Augen, wenn er den Krieg als Vater aller Dinge sieht: den Ersten Weltkrieg. Dieser ist Kristallisationspunkt für die Analyse der Moderne. In ihm wird die biopolitische Macht über das Leben in der extremen Reinform der Totalen Mobilmachung sichtbar. Und zugleich auch der neue Mensch in Form des Frontsoldaten, der sein physisches Leben transzendiert und den existenzialistischen Anspruch bereit ist aufzunehmen: das Leben als Sich-selbst-Riskieren oder gar als Töten zu verstehen. Die Krise des Selbst, welche die Moderne letztlich durch ihre paradoxe Struktur des Subjekt-Objekt-Dualismus hervorgerufen habe, kann der Einzelne und kann auch die politische Einheit nur durch eine akzeptierende und annehmende Haltung des Krieges und des Kampfes erreichen. Das prekäre Ich gibt es nicht ohne das gefährliche Andere. Eine Erkenntnis, die von Carl Schmitts Freund-Feind-Dualismus bis hin zu so vielen postmodernen Politikkonzepten eine weite Verbreitung gefunden hat. Daher ist dies eine Position, die bei Foucault und Jünger nur exemplarisch vorzufinden ist und vielmehr typisch für eine biopolitische Herangehensweise an das Politische im Allgemeinen ist.